



Nr. 13.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreisliste
unter Nr. 1694 o eingetragen.

Berlin, den 28. Dezember.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: An Theodor Fontane zum siebenzigsten Geburtstage, den 30. Dezember 1889. Von Paul Heyse. Das Nachtlager. Ein Bild aus dem Osten. Von Hermann Sudermann (Schluß). — Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Studie von Dr. Ullman (Fortsetzung). — Tod und Unsterblichkeit. Von Dr. Theodor Jacobi. — Heroica. Von Carl Bleibtreu (Fortsetzung). — Theodor Fontane. Von Franz Servaes. — Ein Religions-Roman. Von L. R. — Eine Madonna von Gabriel Max. Von Julius Ev. — Eduard Mörike. Von Paul Ernst. — Der Weihnachtsdichter Lehmann. Eine Skizze von F. W. — Kleine Kritik.

An Theodor Fontane

zum siebenzigsten Geburtstage, den 30. Dezember 1889.

Ein Sonntag war's — lang, lang ist's her,
Vierzig Jahr' und etliche mehr;
Mir sproßte noch kaum der erste Staum —
Da trat ich in den geweihten Raum,
„Der Tunnel über der Spree“ genannt,
Wo Sonntags sich zusammenfand
Ein Kranz Berliner Geisteslichter,
Geheime und öffentliche Dichter,
Die fanden ein inniges Behagen,
Ihre neusten Verse sich vorzutragen,
Balladen, Oden, Lieder und Dramen
Im Schutz erlauchter Dichternamen.
(Lessing, Immermann traf man dort,
Bürger, Schenkerdorf und so fort.)
Darauf so ernsthaft als gemütlich
That man an scharfer Kritik sich güttlich,
Und schließlich ward reichum gefragt,
Wie Jedem die Leistung zugesagt,
Welche Censur er verleihen möcht':
Gut — sehr gut — ziemlich — oder schlecht.
Das mußten sich hergebrachtstermaßen
Die würdigsten Herrn gefallen lassen. —
Mir dünkte das ein hürischer Brauch,
hatt' aber doch sein Gutes auch,
Denn alt und jung und arm und reich —
Vor der Kritik waren Alle gleich,
Und selbst der ält'ste Geheimerat
Sür schlechte Verse Buße that.
(War freilich an Geheimeräten
Kein Mangel unter den Tunnelpoeten.)
Mir grünem jungem Studentenblut
Ward in dem Schwarm nicht wohl zu Mut,
hatte mir doch die Dichtertwelt
Ein wenig anders vorgestellt.
Da schwankte mit wiegendem Seemannstritt

An mir vorüber der dicke Smidt.
Ihm nichte zu sein treuer Gesell,
Der fette, blonde Besekeiel,
Und neben ihm schwieg stundenlang
Der Mann, der Waterloo besang.
Mild lächelnd plauderte Schulrat Vormann,
Stets anderer Meinung als sein Vormann.
Franz Kugler führte den Eulenstab,
Trat oft dem kleinen Merckel ihn ab,
Der sehr harmlose Satire trieb,
Den „Stach des Herrn von Chergal“ schrieb.
Auch Kriegern war die Muse geneigt,
Die sonst wohl unter den Waffen schweigt;
Sreund Lepel glänzt' hervor aus ihnen;
Und bildende Künstler waren erschienen,
Mein teurer Menzel, der nimmerdar
heimlicher Lyrik verdächtig war.
Doch ich, der unter den Letzten saß,
Sragte mich heimlich: Sind sie das?
Sind das die Tunnelgrößen alle?

Da ging die Thür, und in die Halle
Mit schwebendem Gang wie ein junger Gott
Trat ein Verspäteter, frei und stolt,
Grüßt' in die Runde mit Seuerblick,
Warf in den Nacken das Haupt zurück,
Reichte Diesem und Dem die Hand
Und musterte mich jungen Sant
Ein bißchen gnädig von oben herab,
Daß es einen Stich ins Herz mir gab.
Doch: Der ist ein Dichter! wußt' ich sofort.

Silentium! Lafontaine hat's Wort.

Und wahrlich zeigte sich's bald genug,
Daß „Phöbus' Wort in mir kein Lug.“

(Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.)

Denn als am Tischlein er niederfaß
Und hob nun an — weiß nicht mehr, was,
Ob's von den „Männern und Helden“ war,
Oder Archibald Douglas gar,
Oder der Tag von Hemmingstedt —
Weiß nur, wie gerne gelauscht ich hatt'
Auf dieser beseeelten Stimme Klang,
Da sie nun schwieg, noch stundenlang,
Und wach' erst auf aus meinem Traum,
Als um mich her im dämmrigen Raum
Die „Sehr gut!“ wurden eingesammelt.
„O sehr, sehr gut!“ hab' ich gesammelt.

„Sehr gut!“ Wie oft noch klang's im Chor
Zu Deinem Liede, Sreund Theodor!
Wie manchmal sagt' ich's vor mich hin,
Seit ich hier unten heimisch bin,
Wenn mir von Dir ein Büchlein kam,
Sreimweh mich wieder gefangen nahm
Nach unsrer Mark, so lieb und schlicht
Wie einer Mutter Angesicht,
Das, ob's auch unscheinbar vielleicht,
Den Kindern immer das schönste dünkt.
Wie fühlte mein Herz sich wieder jung,
Nahmst Du mich mit auf die Wanderung
Durch Oderbruch oder Ost-Savelland —
Der Wagen ächzt im mahlenden Sand,
Nichts hochromantisches rings zu sehn,
Pappeln, umschwirrt von Spagen und Krähn,
Ein roter Kirchturm hin und wieder,
Ein Schloßdach dunkelt schwarz hernieder,
„Dächer von Siegel, Dächer von Schiefer, —
Dann und wann eine Krüppelkiefer,
Am trägen Slusse Schilf und Rohr,
Und am Abhang schimmern Kreuze hervor —“

Ein Land, mit dem verwöhnte Touristen
Wohl nicht viel anzufangen wüßten.
Doch hastet des Dichters Auge dran,
Sängt alles zu leben, zu leuchten an.
Aus alten Familiengrüften zu hauf
Steigen verschollne Geschlechter auf,
Und haben ernste und heitre Geschichten
Dem horchenden Wanderer zu berichten.
Und der dicke Krüger, die stämmige Magd,
Der Schlachtkopf, der am Daumen nagt,
Das leibt und lebt so frisch und echt,
Spricht seine Sprache schlecht und recht;
Ist nichts so groß und nichts so klein,
Der Dichter schließt's in sein Herz hinein,
Und wie er geliebt, was er beschriebe,
So müssen wir's nun wieder lieben.

Dem also war's von Anbeginn:
All eure Kunst bringt nicht Gewinn,
Blickt zwischen den bunten Seilen nicht
Hervor ein Menschenangeßicht,
Das seine eigenen Säge trägt;
Ob's nun zur Ehrfurcht uns bewegt,
Oder treuherzig lächeln mag:
Ich bin von bürgerlichem Schlag.
Doch lieb' ich Alles, was diese Welt
An schlichter Menschlichkeit enthält,
An Geistesadel und Seelenglut,
Scheinlosem Verdienst und Heldenmut
Und Anmut, die in dürft'ger Hülle

Sich labt an Liebes- und Lebensfülle.
Das freilich zu erkennen taugen
Nur liebevolle Poetenaugen.

Doch wer aus solchen Augen schaut,
Der, wenn des Alters Zwielicht graut,
Blickt noch so klar ins Leben hinein,
Wie einst im Jugendsonnenschein.
So grüßest auch Du den Freund noch immer,
Tritt er zu Dir ins traute Simmer,
So prunklos bürgerlich noch heut,
Fast wie zur 48 er Zeit.
(Sind unsre Dichter doch nicht gewohnt,
Daß man sie königlich belohnt,
Und hätten sie mit Seuerzungen
Des Vaterlandes Ruhm gesungen.)
Und staunend hab' ich bei mir gedacht:
Was fabelt man von der Jahre Macht?
Trat er viel anders dazumal
In den rauchgeschwärtzen Tunnelsaal?
Sieht er auf die Postille gebückt,
Seit bei den Sieb'gern er eingerückt?
Ein leiser Reif hat angestaubt
Sein apollinisches Lockenhaupt,
Doch pflegt er's immer noch hoch zu tragen,
Und wollt' ich ihn auf's Gewissen fragen:
Spürst nun auch Du, mein alter Freund,
Daß nicht so hell mehr die Sonne scheint?
Er würd' einen Scherz vom Saune brechen
Und sein Berlinisch „Is nich!“ sprechen.

So recht! So laß, wie die Jahre schwinden,
Dich immer tapfer den Allen finden.
Seige den Jungen, den Naturalisten,
Wie sie's eigentlich machen müßten,
Wollten sie Wirkliches nur verehren
Und doch als Dichter sich bewähren,
Und sieh dem tollen Lauf der Zeiten
In heiterm Gleichmut zu vom weiten.
Du lässest ja zwischen Ernst und Lachen
Das alles längst von Andern machen.
Dem, der getreu sich bleibt wie Du,
Sällt auch die Treue der Andern zu.
Und nimmt Dir einst den Wanderstab
Der Wirt „zur stillen Einkehr“ ab,
Gieb Acht, nicht bleib't's bei müßigem Trauern:
Nicht viele Jahre fürwahr wird's dauern,
Da werden die Enkel in Neu-Ruppin –
Nicht doch! gleich mitten im alten Berlin
Ein schmuckes Standbild Dir errichten,
Reliefs am Sockel aus Deinen Gedichten,
Treffliche Reden werden erschallen
Und dichtungsscharf die Hülle fallen
Unter Musik und Divatgeschrei.
Unsichtbar bist Du auch dabei
Und blickst hernieder aus Sternenhöh'n.
Ich höre Dich sprechen: „Wunderschön!
Ein herrliches Kunstwerk! Doch verzeiht –
Mir fehlt der Sinn für Feierlichkeit!“
München.

Paul Heyse.

Das Nachtlager.

Ein Bild aus dem Osten.

Von

Hermann Sudermann.

✻

(Schluß.)

„Gott soll stehn mir bei!“ rief Rosenzweig, „es ist kein Fenchel mehr im Hause, nicht soviel wie der Schwarz unterm Nagel ist im Hause. Aber wart' der Herr Dokterleben bis morgen in der Früh, noch wenige Stunden wart' der Herr Dokterleben, dann soll geschafft sein Milach, soviel wird wollen der gnädige Herr Dokter.“

Mein Freund kaute seine Unterlippe; dann sagte er: „Gut, Ihr könnt gehen!“ Der dumpfe Klang seiner Stimme fiel mir auf, — etwas wie ein finsterner Entschluß lag darin.

„Und haben die gnädigen Herren noch hu befehlen was für de Nacht?“

„Nichts!“

Rosenzweig verschwand. Mein Freund aber trat hinter den Bereschlag, enthob den Badtrog dem Bereiche der Branntweinflaschen und setzte ihn behutsam auf den Ladentisch. Dann lüftete er das rothunte Tuch von dem Körperchen und hieß mich darüber hinleuchten.

Regungslos lag das kleine Wesen da, selbst ein Atmen ließ sich kaum spüren. Die Augen waren geschlossen, und aus dem Munde, dem der Gummipfropfen entfallen war, floß ein schaumiger Speichel. Wieder neigte mein Freund das Ohr zu dem Brustkasten des Kindes herab und horchte lange.

Ich sah ihn fragend an, aber er verharrte in Schweigen. Endlich sagte er: „Hier auf dem Tische mag es liegen bleiben,

damit ich es im Auge behalten kann. Nun mach Dir keine Gedanken mehr und komm schlafen. Ich bin müde, habe seit zwei Uhr früh im Wagen gefessen.“

Damit hüllte er sich in seinen Mantel und streckte sich an der Schmalseite des Ofens auf die hölzerne Bank, mir die breitere Seite überlassend.

Ich löschte das Licht und folgte seinem Beispiele. Wir sprachen kein Wort mehr, allein an Einschlafen war für mich nicht zu denken. Ich war so erregt, daß mein Blut mir wie ein buntfarbiges Sprühfeuer vor den Augen tanzte und alles ringsum zu rauschen und zu brausen schien.

Mein Blick hastete wie gebannt an dem rundlichen Schattent, der von dem Schantische her in verschwommenen Umrisßen zu mir herüberschimmerte. Alles totenstill ringsum, nur aus dem Hinterhause drang von Zeit zu Zeit ein unbestimmbarer Laut, einem leisen Klagerufe gleich, in den sich ein noch leiseres Wispern und Tuscheln mischte.

Ein Gefühl der Furcht überschlich mich. Ich wollte mich noch einmal vergewissern, daß nicht etwa meine überreizte Phantasie mich getäuscht habe, und dann meinen Freund darauf aufmerksam machen; da blieb der Spuk verschwunden. Nichts ließ sich mehr hören, nur unter den Dielen raschelten die Matten.

Ungefähr zwei Stunden vergingen. Durch die Fenster begann der höher steigende Mond geisterbleiche Lichter zu senden, welche zuerst den Raum mit einem ungewissen Dämmererschein erfüllten und dann in weißen, viereckigen Gebilden sich an den Wänden abzirkelten. Langsam und unmerklich fast, doch von dem ansharrenden Auge wohl zu verfolgen, rückten diese wie Phosphor leuchtenden Flecken von der Stelle. Der eine kam auf unsere Lagerstatt herzugehlichen, der zweite, dem der Schatten eines

vor dem Fenster stehenden Weidenbusches Leben und Bewegung lieb, tanzte in kleinen Flämmchen auf den Branntweinflaschen umher, als habe er sich an dem Dunste, der ihnen entströmte, einen Rausch getrunken; der dritte aber kroch wie ein Vampyr, wie ein auf dem Bauche liegendes Gespenst, über die Lehnen der Bänke dem Schantische zu, auf dem unser Schützling ruhte.

Die nervöse Angst, die meine Glieder durchzitterte, verstärkte sich noch. Ich bildete mir ein, ich sähe den Tod, der, in ein weißes Leichengewand gehüllt, des Weges daherschlich und seine leuchtenden Knochenarme nach dem armen Kinde ausstreckte.

Mir war, als müßte ich mich ihm entgegenwerfen, als müßte ich schreien: „Halt ein! Noch nicht — nur jetzt noch nicht!“ Aber die Kehle schnürte sich mir zu, die Glieder versagten mir den Dienst, — wie ein Alp lag es auf mir. Ermüdet durch die Qual meiner Phantasien schloß ich die Augen, und sofort begann ein wilder Reigen von Flammen und Funken um mich her zu tanzen.

„Du mußt Dich zum Schlafe zwingen,“ sagte ich mir und fing inmitten des Lichterspieles an, mechanisch von eins ab zu zählen, ein Mittel, das sich noch immer bei mir bewährt hatte.

Ich war bei fünfhundertundsiebzig oder achtzig angelangt — genau wußte ich es nicht, denn die Zahlen begannen bereits sich zu allerhand Fragegebilden ineinander zu schlingen, da fuhr ich plötzlich wie vom Blitze getroffen in die Höhe: ein lauter, langgezogener Schrei schlug an mein Ohr.

„Hast Du gehört?“ fragte ich, mich aufrichtend.

Aber mein Freund antwortete nicht, er war fest eingeschlafen.

Meine Angst wuchs. Ich zitterte am ganzen Leibe, — halb aufgerichtet, die eine Hand gegen die Bank gestützt, mit der andern die Kante des Ziegelofens umklammernd, so lauschte ich. Aber nichts ließ sich hören. Still, totenstill war es wieder im ganzen Hause; nur das Rauschen und Brausen in meinen Ohren dauerte fort.

„Sollte Dich am Ende Dein überhitztes Hirn genarrt haben?“ fragte ich mich; sah ich doch Lichter, die niemand angezündet, hörte ich doch Töne, die niemand hervorgebracht, — wie leicht konnte auch dieser eine Schrei in meinen überreizten Sinnen seinen Ursprung haben? Und ich beschloß, den Freund noch für diesmal ruhen zu lassen.

Dann fiel mein Blick auf den Schantisch. Während ich im Einschlafen gewesen, war das Mondlicht weiter und weiter gewandert, und nun, da es sein Ziel erreicht, hatte es sein grauenhaft gespenstisches Wesen ganz und gar verloren. Friedlich ruhten seine Strahlen auf der kläglichen Lagerstatt des armen Würmchens, erhellten die bunten Lappen, in welche es gewickelt war, und verklärten mit mildem, weißem Schimmer das kleine, totenfarbene Angesicht, daß es dalag wie aus Schnee, aus Schaum gebildet.

Unwillkürlich faltete ich die Hände. Mir war, als müßte ich für dies matte, halb gebrochene Leben ein Gebet zu Gott emporsenden, zu dem Gotte, an den ich nicht glaubte. Und von der Ruhe, die auf dem Bilde lag, fiel ein Strahl auch in den Aufreiß meiner Sinne. Ich wickelte mich fester in

meinen Mantel, und die Augen fest auf das schlummernde Kind geheftet, nahm ich sein Bild mit in den Traum hinüber.

* * *

Als ich erwachte, brach das blasse, verschleierte Licht eines nebligen Septembermorgens durch die Fenster. Meine Stirn schmerzte mir, und auf dem Scheitel lastete der Druck eines Centners. Als ich mich aufrichtete, war mir's, als klangen, wie aus dem Schlaf herüber, die Schreie einer Frauenstimme an mein Ohr.

Ich rief mir die Schläfen. Wie kam ich zu der Erinnerung? Hatte mir von diesen Schreien geträumt? Waren sie von außen her in meinen Schlaf gedrungen? Oder hatte sie mein Ohr als Nachhall jenes einen, der mich aus dem Halbschlaf aufgeschreckt, bis zum Morgen festgehalten?

Mein Freund schlief noch. Ich wußte wohl, er hatte die Ruhe nötig, er, der wohl drei Nächte in der Woche im Wagen zubrachte, auf dem Wege nach irgend einer Bauernhütte, wo es zu retten und zu helfen galt. Er hatte sich im Schlafe ganz in sich zusammengekauert und stöhnte und pustete, daß es einer Stein hätte erbarmen können.

Mein Blick glitt von ihm zu unserem Schützling. Still und regungslos lag er da, wie in allen diesen Stunden; doch als ich näher trat, schien es mir, als hätte diese Regungslosigkeit etwas Starres, Steinernes angenommen, was ihr bisher nicht eigen gewesen.

In plötzlicher Angst faßte ich nach der blutlosen Stirn. Sie war kalt wie Eis.

Ich stieß einen Ruf aus, der meinen Freund erweckte.

„Was giebt's?“ rief er.

„Rudolf,“ sagte ich, „komm her, — ich fürchte, unser nackter Spatz ist tot.“

„Ja, er ist tot,“ sagte er, ohne aufzuschauen und ohne sich vom Plage zu rühren.

„Ermuntere Dich doch, hiermit ist nicht zu scherzen, Rudolf,“ sagte ich, denn ich glaubte, daß er noch im Schlafe spräche.

„Wer sagt Dir, daß ich scherze?“ erwiderte er und schaute mir ernst und ruhig ins Gesicht.

„Du hast ja das Kind nicht einmal angesehen!“

„Wozu?“ sagte er, „ich kenne den Tod. Als ich mich gestern niederlegte, wußte ich, daß ich heute in der Frühe eine Leiche finden würde.“

„Und Du hast es sterben lassen?“ rief ich entsetzt. „Du konntest ruhig einschlafen, während es mit dem Tode rang?“

„Muß ich mich vor Dir entschuldigen?“ erwiderte er, indem er mich mit ernstem Lächeln ansah. „Lieber Junge, der Arzt muß es verstehen, sterben zu lassen, was da sterben will, und — was dem Tode geweiht ist, soll man ihm nicht vor-enthalten. Vielleicht hätte ich gestern noch einiges thun können, dies schwache Leben bis heute morgen auch ohne Milch zu erhalten; aber ich — ich — wollte nicht, und damit, glaub' ich, hab' ich besser für das Kind gesorgt, als alle seine Pfleger insgesamt. Ich hoffe, Du verstehst mich. Was aber den Todeskampf anbetrifft, so magst Du Dich trösten; es ist ruhiger eingeschlafen als wir beide. — Und doch — und doch,“ fuhr er nach einer Pause fort, indem er nach seiner Stirn faßte, „mir ist doch, als hätt' ich im Schlafe Schreie gehört, — Schreie, die — die —“

„Du auch?“ rief ich erschrocken.

„Also, es ist etwas Wahres daran?“ sagte er und schaute sich nach allen Seiten um. „Aber wenn ich mich recht erinnere, eine Kinderstimme war das nicht.“

„Nein, nein,“ rief ich, „von einem Weibe kamen die Schreie.“

„Aber wenn Du sie deutlich hörtest, warum wecktest Du mich nicht?“

Ich rechtfertigte mich, so gut es gehen wollte, und seine Besorgnis wuchs von Minute zu Minute.

„Rosenzweig muß mir Rede stehen!“ rief er, und die Thür öffnend, schrie er mit Stentorstimme in den Hausflur hinaus den Namen des Wirtes.

Nach einer Weile ertönte aus dem Dunkel dessen klägliche Stimme, die mir noch tausendmal kläglicher schien als tags zuvor.

„Laßt anspannen und bringt uns die Rechnung; aber Ihr selbst, bitt' ich mir aus!“

Draußen klickten die Thüren, und wiederum nach einer Weile schob sich Rosenzweigs schlotternde Gestalt über die Schwelle. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand, das er uns ehrfurchtsvoll entgegenstreckte. Dabei fiel mir auf, daß er sein Gesicht mit Absicht dem Lichte abzuwenden schien. Und als er sich democh dem Fenster nähern mußte, wohin mein Freund sich zurückgezogen hatte, und der Tageschein ihm plötzlich entgegenfiel — da schrak ich in tiefster Seele zusammen vor dem Bilde, das sich mir bot.

Vollkommen entstellt und verwüstet war dieses Angesicht, die Augen quollen aus den geröteten Höhlen, tiefe, bläuliche Furchen zogen sich über die eingefallenen Wangen, und der breite, blutleere Mund verzog sich zu einem Lächeln, das devot sein sollte und in namenlosem Jammer erstarrte.

„Am Gottes willen, Rosenzweig,“ rief mein Freund, „kommt mal her. Ihr seht ja aus, als hätte auch bei Euch heute nacht der Tod gehaust!“

Der Wirt lächelte noch immer, während dicke Thränen ihm aus den entzündeten Augen liefen. Das Papier, welches er krampfhaft umklammert hielt, zitterte zwischen seinen Fingern.

„Rosenzweig, ich rate Euch, uns Rede zu stehen,“ sagte mein Freund, den Wirt bei beiden Schultern fassend, so daß er unter der Last der ihn schüttelnden Fäuste fast zusammenbrach. „Das kleine Wesen hier — ist tot; es fragt sich sehr, ob Ihr nicht schuld daran seid.“

Aber so leicht sich Rosenzweig sonst einschüchtern ließ, diesmal zeigte er keine Angst. Er stellte sich vor die kleine Leiche hin und wackelte mit dem Kopfe, daß die schwarzglänzenden Paisen vor den Ohren hin und her flogen; dann sagte er:

„Der Herr Israels hat gehabt Erbarmen mit Dir kleines Goi, daß er Dich hat aufgenommen in seinen Schoß. Hab' ich Dir geben wollen heute früh schöne Milach, gute Milach, die beste Milach hab' ich Dir geben wollen. Hab' ich Dir geben wollen Milach von meine Rachel. Kann ich Dir nicht geben Milach von meine Rachel, häit'it Du doch müssen verhungern; denn die Rachel hat keine Milach, die Rachel ist gestorben diese Nacht.“

Mir war bei diesen Worten, als müsse das Herz mir stille stehen; mein Freund war blaß geworden wie der Kalk an der Wand.

Er trat dicht vor Rosenzweig hin, und ihn mit den Augen

durchbohrend, sagte er wie einer, der gefaßt ist, Fürchterliches zu hören:

„Rosenzweig, woran ist Eure Frau gestorben?“

„In der Geburt ist sie gestorben, Herr Dokterleben,“ erwiderte er, mit einem kläglichen Blicke zu dem Fragenden emporsehend.

„Rosenzweig, wo ist Eure Frau gestorben?“

Rosenzweig nickte ein paarmal, dann erwiderte er:

„Selbst nichts, Herr Dokterleben. Was muß werden gesagt, soll werden gesagt: unter dem Dach, wo haben geschlafen der Herr Dokterleben, ist sie gestorben.“

Mein Freund stieß einen Schrei aus, daß mir angst und bange vor ihm ward. Er sprang auf Rosenzweig zu, erfaßte ihn am Kragen und schrie ihm feuchend ins Gesicht:

„Warum hast Du mich schlafen lassen? Warum hast Du mich nicht geweckt?“

Rosenzweig schaute ruhig mit seinem trostlosen Kopfnicken vor sich hin. Dann sagte er:

„Lassen Sie mer los, Herr Dokterleben, die Rachel ist tot, und wenn Sie mer thun zerbrechen die Knochen im Leib', Sie werden sie nich machen lebendig. Werd' ich Ihnen sagen, Herr Dokter, as wie die Rachel immer hat gesagt: Wie werden wir haben einen Herr Dokter? Denn wir sind arme Lait und können nich befehlen den Herrn Dokter. Nu wie haist? Is gestern, as wie kommt ihre Stund', gekommen der Herr Dokter! Ich — nu ich lauf zu de Rachel und schrei: Rachel, was 'ne Fraid', is gekommen der Herr Dokter! Wird loschieren de Nacht mit noch 'nem Porritz, wo is bei ihm unter unserm Dach, hat sich bestellt zu essen und zu trinken, und wird er Dir helfen in Deine Not, und dazu wir werden verdienen ein schönes Stück Geld. Aber die Rachel, die selige Rachel hat gesagt: Isaak, hat sie gesagt, wir sind arme Lait und können nich befehlen den Herrn Dokter. Wird er sich fordern zum Honerar alles Geld, was wir werd' verdienen, wenn er wird essen und trinken und schlafen zur Nacht mit dem anderen Porritz, wo is bei ihm.“

„Und darum, Rosenzweig — darum?“ schrie mein Freund, in seine Haare greifend.

Rosenzweig sah mit einem Blicke, der rührend um Schonung flehte, zu ihm empor. Dann sagte er leise: „Wir sind arme Lait, Herr Dokterleben.“

Mein Freund lief umher wie ein Wilder. Seine Wangen brannten, und seine Fäuste ballten sich.

„Aber, als Ihr sie sterben laßt,“ schrie er, „Mensch — Mensch, habt Ihr da keine Angst bekommen? Habt Ihr Euch nicht gesagt — o Gott, o Gott — hier gelegen haben — schlafend wie ein Klotz, und daneben ein Weib, dem man helfen konnte, helfen mit einem Griff dieses Armes, und das elendig wegsterben mußte, weil man ihr Schreien nicht hörte. Zum Berrücktwerden ist das!“

Rosenzweig schluchzte heftig, die Thränen rannen ihm über das Gesicht und fielen zu Boden, und da er die Rechnung nicht beschmutzen wollte, so hielt er sie vor sich hin, zwei Fuß von seinem Leibe entfernt, daß es ausfiel, als ob er sie in harter Selbstanklage dem Himmel entgegenstrecken wollte.

Und dann fuhr er fort: „As is gekommen ihre Stund', hab' ich gesagt zu das Weilche und die Esther und die Sara: Saraleben, hab' ich gesagt, laß kosten, was kost't, werd' ich

weden dem Herrn Dokter. Aber die Sara, was is 'ne Heibin und hilft alle unsere Weiber, wenn sie gehn zu Kind, hat geschrien und gesagt: Wohu bin ich die Sara? Wohu is die Sara hier? Werden wir niicht brauchen dem Herrn Dokter! Und as das Kind nu war geboren —“

„Lebt das Kind?“ unterbrach ihn hastig mein Freund.

Rosenzweig kreuzte die Hände über der Brust und sagte:

„Der Herr hat gewollt, daß das Kind lebt. Und als die Rachel is geworden blaß und sich hat gekrumpfen zusammen, und hat gelegen wie 'n Stein, da hab' ich wieder gesagt: Wird' ich gehn wecken dem Herrn Dokter. Aber die Sara hat geschrien und hat gesagt: Waih, se schloft — laß schlofen auch dem Herrn Dokter. Und as nu die Rachel“ — seine Stimme ersticke im Schluchzen, — „as nu die Rachel is niicht wieder aufgewacht, hab' ich gesagt zum drittenmal: Wird' ich gehn wecken dem Herrn Dokter. Aber die Sara, was is 'ne kluge Frau, hat geschrien und gesagt: Waih mer, waih mer! Wohu willst gehn noch wecken dem Herrn Dokter? Siehste nich, daß se niicht mehr is am Leben? Und weil se hat gehobt große Furcht vor dem Herrn Dokter, hat se auch niicht mehr gewaimert —, und die Esther und 's Weilchen sind gegangen furt, und — die Rachel liegt nu da mid is niicht mehr am Leben.“

Er verhillte den struppigen Kopf mit dem Zipfel des Schlafrockes und weinte bittere Neuetränen.

„Führt mich zu ihr,“ sagte mein Freund. Seine Stimme zitterte. Auch er kämpfte mit dem Weinen. Dann neigte er sich zu meinem Haupte und raunte mir zu:

„Weib Du hier. Ich werd' ihm sagen, daß sie auf alle Fälle gestorben wäre, auch wenn ich ihr Beistand geleistet hätte; das wird ihm die Qual der Selbstwürde mildern.“

Dann folgte er Rosenzweig, der wie ein Trunkener von dammen taumelte.

Es dauerte lange, bis er wiederkam, und ich hatte gute Weile, über das Gehörte nachzusinnen. Auch meinen armen, nackten Spatz vergaß ich nicht.

Er hatte durchaus keine Lust, in dies elende Leben wieder zurückzukehren. Als ich ihm ein paarmal die kalten Bäckchen gestreichelt hatte, — wohl der einzige Liebesbeweis, den er in dieser Welt erhalten, — fehrte mein Freund zurück, eifrig beschäftigt, Rosenzweig von sich abzuwehren, welcher mit Inbrunst den Saum seines Rockes küßte.

Ich that nun auch meinerseits, was in meinen Kräften stand, und dann fuhren wir ab.

„Und das Neugeborene?“ fragte ich.

„Noch lebt es,“ erwiderte er. „Wie lange — wer kann es wissen? Die klugen Frauen werden das ihrige wohl thum. Übrigens, sieh hier“ — und er zog aus seiner Tasche einen schmutzigen Fetzen Papier, den Rosenzweig ihm überreicht hatte, und der von dessen Thränen noch naß war.

„So groß ist der Schatz, um dessentwillen die schöne Rachel ihre Leben hat lassen müssen!“

Es waren: eine Mark und fünfundschtzig Pfennige.



Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis.

Studie

von

Dr. Liman.

(Fortsetzung.)

II.

Die Gesinnung als Grundlage des Erkenntnisdranges.

Bisher legten wir dar, wie die Philosophie zum Brennpunkt aller Wissenschaft wird; — doch ist ihr Wesen hiermit nicht völlig erschöpft: denn „Weisheit,“ die wir als ihr Endziel aus ihrem Wortbegriff schöpfen, ist nicht identisch mit „Wissen,“ vielmehr gesellt sich zu diesem als notwendige Ergänzung jenes ethische Moment, das erst Schopenhauer und Dühring wieder seit Sokrates' Zeiten voll in den Vordergrund stellten: das bloße Erlernen und Wissenwollen des Jamulus Wagner muß sich steigern zur bethätigten Gesinnung, „die edlere Achtung des Menschlichen“ gilt es mit besonderer Nachdrücklichkeit zu vertreten. Der Drang nach Erkennen ruht, wie bereits einleitend ausgeführt wurde, im Wesen des Menschengeschlechtes; demnach wäre ursprünglich und in gewissem Sinne jeder einzelne dazu geschaffen, Philosoph zu sein. Aber wie jeder den Namen eines Menschen führt, und doch Diogenes mit der Leuchte bei hellem Tage erfolglos einen einzigen suchte, der diesen Namen in ganzem Sinne verdiente, so dürfen auch wir getrost seine Fackel erborgen, und kaum dürfte es glücken, unter Millionen einen zu finden, der des Ehrennamens eines Philosophen würdig wäre. Selbst das heisseste Verlangen nach Lernen und Erkennen genügt eben nicht: ein Sinn, der wahr ist gegen sich selbst, ehrlicher Mannesmut, der eintritt für das als wahr Erkannte, Opfermut, rastlose, zähe Energie, die auch dann nicht erlahmt, wenn die lodende Feucht am Banne des Tantalus stets von neuem zurückgeschneilt wird, wo sind diese Eigenschaften vereint?

Wohl fühlen ihn manche, den Funken, der in des Fausts Seele glüht, aber sie lassen ihn verlöschen unter der Asche fatter Selbstgenügsamkeit; andere werden durch ein glücklich-unglückliches Temperament ferngehalten den tief aufwühlenden Regungen, die nie zu gedeihlichem Ziele zu führen den Anschein haben, die uns nur, wie es bedünken will, deswegen hinauslocken in buntbewimpeltem Schiff auf das Meer des Lichtes, um uns die Heimkehr zu bereiten in geborsteneu Rachen; so mancher vertrocknet in toter Anbetung gegebener Formeln, scheidend jenes Pochen in der Brust, das ihn vertosen will in die Unruhe des Vorwärtstrebens, jenes Pochen, das doch allen Fortschritt im Menschenleben erzeugt und in die Tafeln des Schicksals einmal mit freisichendem Griffel andere Striche einträgt, als das ewig-monotone: „er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Und wenn es in solchen einmal aufflammen will, daß sie mehr sind als das Tier des Waldes, das sich genügen läßt, seine Nahrung zu suchen, wenn sie einmal ein Widerstreben fühlen, zu hasten an der Scholle des Gegebenen, wenn es sie einmal verdrießt, stets zu wandeln durch heitere Gefilde, auf denen nur Blumen wachsen und zarte Gräser, wenn es sie einmal zwingen will, die Kraft zu erproben und den Nachen zu führen in Sturm und Wellen und feindliches Walten, dann tritt die Furcht hervor um das Gedeihen des materiellen Behagens, die Sorge um die Pfriinde und das Amt, oder gar der Gedanke an Giordano Brunos martervolles Ende. — Allerdings ist es leicht, den Glauben an Autoritäten als Wall zu nehmen gegen jede Gefahr, zu fliehen hinter Mauern, die andere gebaut; aber unwürdig ist es des Mannes, und wenn der rastlose Kämpfer dereinst von Balküren über die Bistrotzbrücke geleitet wird nach Walhall, so wird derjenige, welcher den Strobtod der dumpfen Selbstgenügsamkeit stirbt, in Helas dunkles Schattenreich ruhmlos versinken.

Wo aber sind die Gefahren, welche den Forscher bedrohen? Noch sind sie nicht vorüber, die Zeiten, wo ein Christian Wolff wie ein Verbrecher verjagt wurde vom Lehrstuhl,

wo Engherzigkeit und Unduldsamkeit die Sorge erweckt im das materielle Gedeihen und jeden zurückstreckt, der schwächer ist als Sokrates oder Spinoza, weniger entlagungsvoll als Schopenhauer oder Dühring. Und nicht von außen allein drohen Gefahren, — verderblicher sind die Klippen, die aus uns selbst uns entgegenstehen. Blicket hinaus auf jenen Jüngling, der mit Segeln, geschwellt vom Hauche der Begeisterung, hinaustrieb in die See, wie er jetzt, vergebens die Landung erspähend, sich im Kampfe zerreibt und zergeht; nicht gewarnt wird er durch Ariels Zauberstimme, — hilflos zerfchelt er am Felsen des Selbstmordes und versinkt in dem Meere der Ewigkeit! Jenem droht eine andere Klippe. Neben ihr ruht gleich der Scylla hundertarmiger Wahnsinn und zieht Schiffe und Nachen in unergründliche Tiefen. Vorüber zu segeln gilt es an dem Sirenenesang des Genießens; vorüber an dem seligen Giland der Nymphen; — in der Ferne harret Penelope, das ernste Glück des Erkennens.

Wer auf den beglückenden Gefilden landen will, der muß im weifenlosen Scheine hinter sich gelassen haben die Illusionen, die süßen Tändeleien der Jugend. Der Geist wird nicht allein gereift durch das Eindringen in das Wissen, sondern er muß gestählt und gepriift sein durch die Erfahrung eines intensiven Lebens. Wie die Gestalten eines dramatischen Dichters erst dann Fülle und Wahrheit gewinnen, wenn ihr Schöpfer aus den Erfahrungen des Lebens zu schaffen Fähigkeit erlangte, so mag der süßne Idealismus der Jugend oder ihre weltlichmerzliche Resignation unsere Teilnahme gewinnen, — Inhalt und Wahrheit gewinnt erst die philosophische Anschauung des ernstdenkenden Mannes. Die Jugend, gefüllt den Kopf von den bunten Bildern der Zukunft, gestattet der Empfindung den Sieg über den Zwang der Vernunft; so mancher glaubt seine Ansicht gefestigt für ewige Zeit — ein Wehstaun sinkt herab, ein heftiger Sturm braust daher, — vernichtet und verweht liegen die Blüten; laßt die Hoffnung zerrüttert sein im Liebesleben und der Idealist von heute ist gerade so verwandelt, als wenn er dialektischen Sophismen des überlegenen Geistes gehorcht.

Lebenserfahrung, Energie des Charakters, auf solchem Grund erlangte Gesittung, das ist die *conditio sine qua non*; positives Wissen, zusammengefaßt in verständigem Ueberblick, bildet die andere Seite.

Wir sind am Ziel dieses Abschnittes, und doch ist noch ein Punkt zu erläutern: Um im Bereiche der Kunst Neues zu schaffen, bedarf es des Genius Hauch; profundes Wissen allein schafft nur ein Werk, das, wie Hubers heimliches Gerich, der Regel entspricht und doch niemanden erfreut; aber auch des Genius Augenblicksschöpfung gewinnt nur rauschenden Erfolg, nicht dauernde Wirkung; auf dem Gipfel weilt stetig der Künstler erst dann, wenn der schäumende Wein sich geklärt hat, wenn die brausende Kraft temperiert ist durch Erfahrung und Wissen: Jahre und Jahre verwandte Schiller, eh' ihm sein größter Wurf gelang, Wallenstein; durch ein Leben so lang, wie es wenigen Sterblichen die Götter vergönnen, schuf Goethe am Faust. — So ist es in der Philosophie: wer hier das Höchste erreichen will, der muß den Götterfunken in seiner Brust tragen, der des Genius Fackel entzündet; doch seine Schöpfungen allein gleichen flüchtigen Schatten — fast sechs Decennien zählte Emanuel Kant, als sein Hauptwerk dem Denken neue Grundlagen schuf.

So schafft der Genius, wenn er durch Wissen und Erfahrung gefestigt zur wahren Sittlichkeit gelangt, neue Bahnen zur Erfassung des Daseins. Gleichwie aber nicht jeder berufen ist, als Künstler neue Wege zu erschließen, sondern sich genügen lassen muß, dem Fluge des Meisters zu folgen, so ist es nicht ein Kriterium des Philosophen, ein neues Denkgelände zu errichten, ein neues System zu erfinden; doch viel ist es, ja genug, den Gedanken der Größten nachzudenken im Stande zu sein. Auch hier gilt des Apollo weises Wort: „Erkenne Dich selbst.“

Sei ein tüchtiger Geselle, nicht jeder ist zum Meister berufen.

III.

Wenn bisher die Notwendigkeit des Zusammenhanges zwischen dem Erkenntnistreben und dem Verlangen nach sittlicher Vervollkommnung entwickelt wurde, so wird unsere Thätigkeit eine doppelte sein müssen, wenn anders sie den letzten Zweck erreichen soll, das Dasein in seinem Wesen zu erfassen und das Erkannte in „Einklang zu bringen mit dem Gemüt.“ Erkenntnis und Sittlichkeit laufen einander parallel: wie echte Sittlichkeit uns auf den Weg des Erkenntniswollens führt und auf ihm weiterleitet, so wird die Erkenntnis des Wahren unsere Sittlichkeit fördern und uns helfen, die Regeln für unser individuelles und soziales Leben zu finden. Die Grundlage aber wiederum muß die Kritik unseres Erkenntnisvermögens überhaupt bilden, eine Grundlage, auf der es möglich wird, hochragende Türme und strahlende Kuppeln sicher zu errichten. Dies scheint ein ungemein natürliches Postulat, und doch sind kaum hundert Jahre verflossen, seitdem die Frage korrekt gestellt und prinzipiell richtig beantwortet wurde, ob unsere Erkenntnisfähigkeit eine unbeschränkte ist, oder sich in Grenzen befindet, die folgerichtig auch die Gegenstände einengen, denen unser Forschen gilt. Vorher waren weitaus andere Bahnen gewandelt worden, die stets in Sackgassen verliefen, weil die erste Frage nach den Grenzen unserer Erkenntnisfähigkeit keine Antwort fand.

Wie der Jünger, der sich gläubig den Worten des Meisters hingiebt, jegliche Prüfung vermeidend, in allen herandrängenden Fragen der Religion zu einer abgeschlossenen Meinung gelangen kann, so daß er jeden Angriff mit den Worten der Schüler des Pythagoras zurückzuschlagen meint: „Er selbst hat es gesagt,“ so kann auch der Philosoph von gewissen vorgefaßten Ansichten aus einen Weg zu unerwünschten Irrtümern einschlagen. Solch „Dogmatismus,“ der nicht nur an dem für wahr Erkannten unabänderlich festhält, sondern auch gewisse Probleme, die ihm entgingen, oder die zu berühren er sich scheute, der Berücksichtigung entzieht — solch Dogmatismus ist uralte und kehrt in höherem oder geringerem Maße in jedem System so lange wieder, bis der Mensch mit seinem Geiste die Gestirne berührt und ihnen das Licht entnimmt, die Finsternis der Ewigkeit mit seinem Strahl zu erleuchten. Der Zwang, auf Gegebenem gewissermaßen zu fußen, wäre nun traurig, wenn dies nicht in beschränktem oder nur in ganz allgemeinem Sinne zu verstehen wäre, sofern nämlich jede Wahrheit nur subjektive Wahrheit bleibt. Die Philosophie teilt ihr Los eben mit jeder anderen Wissenschaft: jahrtausendlang war die Erde der Mittelpunkt des Weltensystems, bis die großen Astronomen an der Wende des Mittelalters die alten Gebilde in die Kumpelkammer der Phantasie verbannten und so auch das Piedestal zertrümmerten, auf welches die Menschheit in extramitteter Gottähnlichkeit sich selbst gestellt; so haben die Forscher es versäumt, die natürlichen Grenzen des menschlichen Erkennens und somit den rein relativen Wert jeder Erkenntnis festzustellen. Erst Kant und seine Vorarbeiter Locke und Hume legten die prüfende Hand an die verborgensten Fesseln und schufen die Geleise, auf denen der stolze Wagen der Philosophie weiterrollen wird zum letzten Ziel. — Wenn nun aber, solange die letzten Geheimnisse unseres Erkenntnisvermögens nicht enthüllt sind, jedes System in gewissem Sinne ein dogmatisches ist, d. h. auf unbewiesenen Voraussetzungen beruht, muß da nicht der Einwand sich erheben, daß nicht nur bisher alles Forschen und Denken umsonst gewesen, sondern überhaupt vergeblich und vom Ubel sei? Dieser Einwand ist leicht widerlegt. Denn nicht nur vom unrechten Ausgangspunkte kann man vielleicht das Gewand, das die Wahrheit verhüllt, um ein wenig lösen, die gänzliche Enthüllung Spätgeborenen überlassend, sondern auch dann, wenn man, statt das Gewand jener Göttin zu fassen, das der Phorkyas hebt, wird der Irrtum zum Besseren leiten. Denn der Irrtum gerade ist das Mittel, welches die Menschheit vorwärts trägt. Mögen Systeme auch zusammenstürzen, Bruchstücke und einzelne Steine werden neuen Mauern eingemauert, auf daß sich ein Tempel des Wissens erhebe, strahlender

als des Parthenon Marmor, erhabener als die Kirche Sanft Peters, und höher ragend, als die Zinnen von Zion. Wir wissen, wo Sokrates, wo Plato irrte und Epikur, und doch, wer möchte behaupten, daß nicht das Wehen ihres Geistes hineinbraust auch in unsere Welt? Wie der Mensch von dem Markt seiner Ahnen Atome trägt, so fußt der kommende Philosoph auf dem Früheren, dessen Säße gleich Samenkörnern verstreut sind in dem Bewußtsein der Menge, und auch er wird die gefundenen Anschauungen in den empfänglichen Boden als Keime neuer Früchte säen.

Der Dogmatismus im engeren Sinne kennt, wenn wir alle auf Offenbarung gegründete Anschauung der Theologie überweisen, zwei Ausgangspunkte: der eine sich gründend auf Denkkonstruktionen, der andere fußend auf den Thatfachen der Erfahrung. Das klassische Beispiel der ersteren Methode, eines aprioristischen Dogmatismus, gewährt die Lehre des Spinoza: indem er die Definition des Substanz- oder Gottesbegriffes seinem Lehrgebäude zu Grunde legt, vergißt er zu untersuchen, woher seine Kenntnis dieses Begriffes stammt, und indem er ihn ohne weiteres in reale Existenz umsetzt, schafft er den Beweis vom Dasein Gottes und der Einheit des Seins, von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens und von der Identität von Geist und Natur. Auch der Empirismus, der sich in scheinbar schärfstem Gegensatz zu befinden meint, prüft, wenn er meint, die Objekte seines durch die Erfahrung begreifbar, nicht die Grundlage seines Gebäudes. Sehen wir ab von den Empiristen des Altertums, so ist der vornehmste Begründer dieser Richtung Bacon von Verulam, der, vom Experiment zur Erfahrung gelangend, die allgemeinen Gesetze gewinnen will, und der Wissenschaft nur den Zweck zuerkennt, die Macht des Menschen über die Natur zu erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

Tod und Unsterblichkeit.

Betrachtungen im Lichte der heutigen Naturforschung.

Von

Dr. Theodor Jaensch.

In den letzten zehn Jahren hat sich die Naturforschung einer Frage zugewandt, welche die Menschen von jeher bewegte, ohne daß man den Gedanken der Lösung wagte: der Frage nach dem Wesen des Todes und der Begrenztheit des Lebens.

Die Forscher Weismann, Götze, Cimer, sowie der frühverstorbene Kolph haben sie in Fluß gebracht, der Zweitgenannte allerdings als Gegner der übrigen. Aber sie alle haben die Beantwortung ernstlich versucht. Schon die ersten Gedankengänge in der eingeschlagenen Richtung förderten ein überraschendes Ergebnis zu Tage.

Der Tod ist keine allgemeine Erscheinung in der Natur. Es giebt unsterbliche Wesen.

Aber nicht die „höchststehenden“ der Schöpfung sind es, sondern die einfachsten, die sogenannten „niedersten“ Formen, die auf und an der Grenze pflanzlichen und tierischen Lebens stehen. Ihre Einfachheit ist es, die ihnen Unsterblichkeit sichert.

Es sind nicht neue Beobachtungen, die dieses Ergebnis erarbeitet haben. Wie so oft in der Geschichte der Wissenschaften, trafen fruchtbare Gedanken von verschiedenen Seiten fast gleichzeitig zusammen und faßten die angesammelten Thatfachen unter einen Gesichtspunkt. Um die Deutung handelt es sich, nicht um die Dinge.

Das Glockentierchen, das heute unter dem Mikroskop dem Forscher sein Dasein enthüllt, ist freilich nicht mehr dasselbe wie vor tausend Jahren. Aber auch der Mensch ist nicht mehr derselbe heute wie gestern, und wird morgen ein anderer sein, leiblich und geistig. Dennoch stirbt er zuletzt und endet sein Einzelleben, auch unter den günstigsten Umständen; das Glocken-

tierchen nicht. Es kann nur gewaltsam getötet werden. Den ungezählten Billionen, die in jedem Augenblicke diesem Schicksal verfallen, stehen gleich unermessliche Scharen derer gegenüber, die noch heute seit Ewigkeit leben. Sie müssen weiter leben, solange sie die Bedingungen zum Leben finden; sie können sterben, aber nicht absterben.

Das Wesen des Ganzen ist: Im Menschen, im Eichbaum, im Wurm, im Schachtelhalm giebt es sterbliche und unsterbliche Teile; aber immer aufs neue sondern sich aus den letzteren Einzelwesen von begrenzter Dauer ab, während sie selbst sich ergänzen und vermehren. Beim Glockentierchen oder beim Quaalster scheidet sich stets nur Unsterbliches von Unsterblichem; sie vermehren sich ins Unendliche und doch giebt es nicht Eltern noch Kinder. Sie sind beide eins, und sie alle leben fort und sind stets gleich alt.

Um dies vollkommen verständlich zu machen, ist es nötig auf den Begriff der Zelle zurückzugehen. Das Wesen der Zelle hat die Wissenschaft erst in unserm Jahrhundert klargelegt. Schon Malpighi hatte sie bei den Pflanzen gesehen, vor zweihundert Jahren nun; aber er hielt, was er sah, für Kammern, vergleichbar den Biencellen; und daher erhielten sie den Namen. Der Name ist geblieben, aber der Begriff hat sich mit dem Fortschreiten der Forschung gewandelt; die Vorstellung, die wir jetzt von den einfachsten Bestandteilen des Tier- oder Pflanzenkörpers haben, hat mit der jener hinter uns liegenden Zeit keine Ähnlichkeit mehr.

Heute wissen wir, daß die sogenannte Zelle im Urzustande nichts weiter darstellt, als ein formloses Klümpchen eines eigentümlichen gleichartigen Stoffes, der als der Träger alles Lebens betrachtet werden muß. Wir nennen ihn Lebensstoff, Keimstoff, Zellstoff, Bildungsstoff, Urschleim, Protoplasma. Seine chemische Grundlage wird von den sogenannten Eiweißverbindungen gebildet, aber er ist für jede Lebensform, ja für jedes Einzelwesen unendlich wenig verschieden; er muß es auch sein, da er sonst nicht so verschiedenartige Lebensäußerungen an den Tag legen könnte. Diese Verschiedenheiten sind freilich unendlich fein und unsahbar für unser heutiges Handwerkszeug wissenschaftlicher Forschung, und wohl noch auf lange hinaus wird die Chemie nicht daran denken dürfen, sich ihrer zu bemächtigen. Das Mikroskop hat uns bisher noch weiter geführt; aber was wir mit seiner Hilfe erkennen, ist unbestimmt und läßt uns mehr ahnen und hoffen, als wissen. Einiges aber können wir doch den Leistungen unserer derart gesteigerten Sehkraft entnehmen.

Das Wichtigste davon ist, daß wir bei den meisten Zellen, meist in der Nähe der Mitte, eine dunklere, unurchtichtigere, rundliche oder längliche Anhäufung verdichteten, jedesfalls wasserärmeren Bildungsstoffs wahrnehmen, welche wir Kern (Nucleus) nennen. Oft enthält dieser noch ein oder zwei Stellen abermals stärker verdichteter Masse, Kernkörperchen oder Nucleoli. Nicht alle Zellen enthalten den Kern; wo er aber vorkommt, erweist er sich als der wichtigste Teil, um den sich alles dreht, wenn uns auch das Wesen dieser Wichtigkeit vorläufig verborgen bleibt. Die Zellen, denen er fehlt, nennen wir nach Haeckels Vorgange Urzellen (Cytoden), zum Unterschied von den gewöhnlichen Kernzellen (Cyten).

Diese Zellen sind die Form- und zugleich Lebenseinheiten alles Lebendigen —: für unseren heutigen Gesichtskreis. Denn auch der Begriff einer Einheit ist ja stets ein bezüglischer. Sie sind aber dem Auge deutlich erkennbar; was darüber hinausgeht, ist Gedankenerzeugnis, im besten Falle abgeleitet aus undeutlichen sinnlichen Wahrnehmungen; mehr gelesen als gesehen. Es läßt sich eigentlich nichts weiter darüber sagen, als daß die im allgemeinen gallertig-schleimige Masse zugleich einen körneligen Eindruck macht. Freilich sieht man oft auch allerhand Einschlüsse von deutlich umschriebener Gestalt; aber sie gehören nicht der lebensinhaltlichen Masse selbst an; sie sind nachgewiesenermaßen bereits Sondererzeugnisse derselben: Saftblasen, Tropfen, Stärkekörnchen, Kristalle und dergleichen.

Vielleicht der beste Name für die besagte Zell-Grundmasse ist der von Moleſchott ihr verliehene „Keimstoff;“ denn die Grundlage alles Keimens bildet sie, und in jeder Keimzelle ist sie als Hauptbestandteil enthalten. In allem Jungen, Wachsenden ist sie nachzuweisen. In den ausgewachsenen Theilen der Lebewesen ist es anders. Hier hat sich aus ihr alles das geformt und umgebildet, was nun einmal zum Aufbau des Leibes, besonders bei größerem Umfang, gehört; sie hat sich auf bestimmte Körpergegenden zurückgezogen und in den übrigen sich selbst hingegeben, um anderes werden zu lassen. Viele Zellen gleichen nun wirklich leeren oder nur zum Theil noch gefüllten Kammern. Dennoch durchzieht sie auch in diesen Fällen, wie erst die Untersuchungen der letzten Jahre für die Pflanzen gelehrt haben, in feinen, kaum wahrnehmbaren Strängen das Ganze, so daß sie selbst durch das gewaltigste Lebewesen sich als eine einzige Masse verästelt. Im Reich der Gewächse aber ist eines ihrer ersten Ausscheidungsereignisse fast stets eine eigentümliche, hautartige Hülle, mit welcher sich die ganze Zelle sonach umgiebt, während bei den Thieren dieses Ausnahmefall darstellt. Wir finden also als dritte Hauptform neben der Urzelle und der nackten Kernzelle die kernhaltige Hüllzelle, von welcher häufig zum Schluß nur noch die Hülle samt ihren späteren Verdickungen und Einlagerungen übrig bleibt. Von letzteren ist eine der häufigsten der eigentümliche Holzstoff unserer Bäume.

Nicht so durchgreifend sind die Verschiedenheiten aber im Reich der einfachsten Wesen, bei denen auch die Zahl der Zellen beschränkt ist; in den äußersten Fällen auf eine. Und diese Fälle gerade sind die häufigsten. Zu ihnen gehört die Hauptmenge der meist nur unter künstlicher Vergrößerung erkennbaren Urwesen oder Erstlinge (Protisten), von Haeckel so genannt; weshalb er auch vorschlägt, sie mit anderem Namen, vielleicht noch bezeichnender, „Zelllinge“ zu taufen. Von ihnen sind Ehrenbergs Aufgusstierchen (Infusorien), mit deren Kenntnis der Berliner Forscher in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Wissenschaft bereicherte, noch lange nicht die einfachsten; bei ihnen unterscheidet das Auge noch innere Gliederungen verhältnismäßig vollkommener Art, nur nicht zellige Teilsonderung; selbst Mundöffnungen und ähnliche Dinge sind vorhanden. Von all dem ist bei den Wurzelfüßlern (Rhizopoden) oder gar bei den Urklingen, wie Haeckel die „Moneren“ verdeutschte, keine Rede; die letzteren haben nicht einmal einen Kern und stehen gleich den Zitterlingen oder Spaltpilzen (so genannten Bakterien) als ganze Wesen zeit lebens auf dem Standpunkt der Urzelle.

Wenn ein belebtes Schleimklümpchen solcher Art durch Nahrungsaufnahme, die von außen her am ganzen Körper durch einfaches Umfließen der Beute stattfinden kann, sich vergrößert, also „wächst,“ so erreicht es bald einen Umfang, dessen weiterer Zunahme Grenzen gesetzt sind, weil sie von der Zunahme des Inhaltes noch übertroffen wird. Hieraus entsteht nämlich ein Mißverhältnis zwischen Nahrungsaufnahme und Nahrungsbedarf. Denken wir z. B. an eine Kugel, deren Form sich ja derartige Kleinwesen vorzugsweise zu nähern pflegen, so ist es bekannt, daß bei einer etwaigen Vergrößerung der Umfang im geviertfachen, der Inhalt im räumlichen Verhältnisse des Halbmessers zunimmt. Wenn von zwei Kugeln die eine den doppelten Halb- oder Durchmesser der anderen hat, so hat sie die vierfache Oberfläche und die achtfache Gesamtgröße. Und dieses Mißverhältnis nimmt mit großer Raschheit zu: dem dreifachen Durchmesser entspricht bereits eine neunfache Außenfläche und ein siebenundzwanzigfacher Rauminhalt. Ist nun die Kugel belebt und ihre Außenfläche zugleich ihre Verdauungsfläche, so ist leicht einzusehen, daß die verneunfache Nahrungsaufnahme die Bedürfnisse des siebenundzwanzigfachen gewachsenen Körpers nach Ersatz der unbrauchbar gewordenen Teile nicht mehr decken können. Hiergegen muß Abhilfe eintreten, und dies geschieht auf verschiedene Weise.

In den meisten Fällen geschieht es durch Teilung. Der allzusehr angewachsene Keimstoffkörper verdichtet sich nach zwei

Richtungen hin stärker als bisher, in den übrigen Theilen lockert sich der Verband, die ganze Masse schnürt sich förmlich in der Mitte ein, schließlich hört der Zusammenhang auf, und das Ganze zerfällt in zwei Teile. Ist ein Zellkern vorhanden, so geht die Teilung in der Regel von diesem aus; doch folgt er auch manchmal erst nach. Er wird dabei in eigentümlicher Weise förmlich auseinander gezerrt, und die zwei Hälften hangen noch längere Zeit durch bogige Fadenstränge zusammen, ähnlich dem Wilde, das die Anordnung zwischen Magnetpolen aufgestreuter Eisenfeilspäne, oder der Lichtbüschel beim elektrischen Kohlenlicht (Bogenlicht) darbietet. Schließlich reißen die Zerrstränge durch und ziehen sich zu je einer Hälfte zurück, sich mit dieser abrundend. Hat die Zelle eine Hüllhaut, so geht die Teilung zunächst innerhalb dieser vor sich, und dann erst erfolgt die vollständige Trennung durch Bildung einer Scheidewand. Aus der einen Zelle sind zwei geworden; der wünschenswerthe Ausgleich ist vollzogen; die Oberfläche ist vermehrt, der Inhalt verringert. Jedes Teilstück kann für sich aufs neue wachsen, bis es abermals der zulässigen Grenze sich nähert.

Welche Kräfte den Keimstoff veranlassen, im gegebenen Augenblick sich derart gesondert zu ballen und dadurch die Teilung einzuleiten, wissen wir nicht. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß es innere Kräfte sind, die vielleicht erst durch die Einschränkung der von außen stammenden Nahrungszufuhr zur freien Wirksamkeit gelangen. Um Anziehungs- und Abstößungskräfte handelt es sich augenscheinlich; soweit wir nämlich berechtigt sind, diese Ausdrücke auch anderwärts anzuwenden, z. B. bei den elektrischen Körpern. Wo wir in das Wesen der Erscheinungen noch nicht tief genug eingedrungen sind, helfen wir uns mit Bildern.

Es fragt sich nun, ob die beiden Teilhälften sich ganz voneinander trennen, oder zusammen bleiben. Einzig hierauf beruht im Grunde der Unterschied zwischen den kleinsten, einzelligen Wesen und den größten. Was hier in Kürze angegeben ist, geht tagtäglich in uns selbst, im Fisch, im Vogel, im Baum oder im Kraut wie im Wassertang vor sich. Bei all diesen Wesen, die zum größten Teile aus Billionen von Zellen bestehen, geschieht alles Wachsen durch Teilung der Teile; das Wachstum der Zellen für sich ist begrenzt. Wenn aber ihrer Veltausende zugleich wachsen, erzeugt die vervielfältigte Ursache dennoch gewaltige Wirkungen. Hat es doch für jedes der erwähnten Lebewesen eine Zeit gegeben, da sie nur aus einer einzigen, kaum sichtbaren Zelle bestanden, und an Größe gleich waren einem Infusor.

Im Keimzustand ist jedes Wesen eine Zelle, und jede ist belebt. Die einfachsten Geschöpfe aber verharrten auf dieser Stufe.

Denn wenn ein Gloden- oder ein Sonnentierchen sich teilt, so runden seine Teilstücke sich bald völlig ab und gehen auseinander als zwei getrennte Wesen. Welches ist nun die Mutter, welches die Tochter?

Diese Frage wird kaum jemand beantworten, so natürlich es erscheint, sie zu stellen. Sie führt zu der unabweisbaren Erkenntnis, daß selbst so einfach und selbstverständlich erscheinende Begriffstrennungen nicht überall angewandt werden können. Nur Übergänge kennt die Natur.

Ohne Zweifel kann man jedoch sagen, daß die beiden Teilstücke Geschwister sind. Aber wo bleibt dann die Mutter?

Man wird einwenden, daß das ursprüngliche Zellwesen die Mutter, die beiden Teilzellen die Töchter seien. Aber dann bleibt die letzte Frage ebenso berechtigt wie vorher.

Ist die Mutter verschwunden? Man kann ja und nein darauf antworten. Aber verschwunden ist sie jedesfalls nur in dem Sinne der Beziehung zu ihren Tochterhälften. In ihnen lebt sie zweifellos fort; beide zusammen machen die Mutter aus. Sie sind also doch wieder zugleich die Mutter selbst; die Schwierigkeit liegt nur darin, daß sie sich getrennt haben und jede für sich ein selbständiges Leben führen. Wo dies nicht geschieht, tritt gar keine solche Schwierigkeit ein; bei den

Mehrzellthieren oder Pflanzen bleiben die Teile zusammen, und das Ganze gilt uns einfach als dasselbe Wesen wie zuvor; es ist nur „gewachsen.“

Wir können mit den Begriffen von Mutter und Kind hier überhaupt nichts anfangen. Der Streit wäre auch müßig.

Aber eines können wir mit Bestimmtheit sagen: es ist nichts gestorben bei diesem Vorgange. Mögen wir es Mutter oder Tochter nennen, alles lebt, im Ganzen oder in seinen Teilen. Gestorben ist hier nur ein Begriff, ein wechsellöser Schatten: genauer, er war eigentlich gar nicht vorhanden, nur fälschlich hereingebracht von dem Verhalten der uns bekannten höheren Wesen her. Es ist nichts zurückgeblieben, keine Spur einer Leiche.

Es ist aber auch nichts zurückgeblieben, das späterhin abstirbt, zum Sterben bestimmt wäre. Wir können den Tropfen Wasser, in dem wir das Leben eines Pantoffeltierchens unter dem Mikroskop beobachten, verdunsten lassen, es samt dem Glasträger ins Feuer werfen und töten; oder ein Starbling (*Acineta*) kann es mit seinen Saugröhrchen festhalten und ihm den Lebensstoff entziehen; oder gar ein grüner Armpolyp, die furchtbare Seeschlange der Wasser-Zwergwelt, kann es verschlingen. So endigt es sein Einzeldasein. Aber wenn nichts dergleichen geschieht, wenn ein günstiges Geschick ihm die drohenden Fährlichkeiten erspart, die seinesgleichen bereitet sind, dann hat jede der beiden Theilhälften eines vorher einzelligen Gesamtthieres die gleiche Fähigkeit, aufs neue zu wachsen und sich zu teilen, und unter sonst ausreichenden Bedingungen geschieht dies überall und jederzeit. Nur wo die Lebensbedingungen überhaupt abgeschnitten werden, also nur durch äußere Umstände, ist ein Aufhören des Lebens möglich; wo Nahrung, Feuchtigkeit und Wärme sich finden, dauert es fort; und wo es fortdauert, äußert es sich durch Wachstum und Teilung, und unzählig wird die Zahl der Geschwister. Wir brauchen bloß zu fragen, wo das Pantoffeltierchen herkommt, das wir jetzt gerade sehen, und wir finden, daß es noch immer ein Stück eines gleichartigen Wesens ist, das schon vor fünf Jahrhunderten lebte, und daß wir bei diesem dieselbe Frage stellen und dieselbe Antwort geben können. In der ganzen Zeit, seit es dergleichen Wesen auf der Erde giebt, sind nur die von ihnen untergegangen, die einem gewaltigen Tode verfielen; alle anderen lebten weiter, denn nie blieb bei der Teilung ein sterblicher Keim; alle, die in einem gegebenen Augenblicke leben, sind Geschwister und gleich alt, denn sie sind alle noch überlebende Stücke derselben Einheit, von der sie sich vor Jahrtausenden abzweigten; wenn sie auch nicht mehr diese selbst sind. Aber die Veränderungen, die sie inzwischen durch fortwährende Nahrungsaufnahme und Stoffwandlung erlitten haben, sind nicht anderer Art, als sie der Mensch erleidet, wenn er von einem Tage zum anderen lebt und unbrauchbar gewordene Teile durch neue ersetzt. Er gilt uns doch noch als derselbe. Von dem, was wir gemeinhin unter Tod verstehen, ist dabei keine Rede; denn dann wollen wir etwas Gestorbenes sehen. Der Begriff einer Leiche ist unzutrennlich von dem des Todes; dies ist wenigstens der allgemeine Sprachgebrauch.

Es ist nun keineswegs erforderlich, daß die Teilung eines derartigen Lebewesens genau in der geschilderten Weise vor sich geht; wenn dies auch der weitaus häufigste Fall ist. Oft zerfällt die Zelle z. B. gleichzeitig in eine größere Anzahl neuer Gebilde, statt sich erst in zwei, dann in vier, dann in acht, zehn, zwanzig u. s. w. zu teilen. So geschieht es unter anderem bei dem zu den Strahlungen (*Radiolarien*) gehörigen oder ihnen wenigstens nahe verwandten Sontentierchen, von dem es übrigens zwei Arten, ein größeres, vielkerniges und ein kleineres, einkerniges giebt. Beide leben, ungleich den meisten ihrer nächsten Verwandten, im Süßwasser. Das erstere, auch Strahlenkugeln genannt, erreicht die Größe eines Stecknadelkopfes, ist also mit bloßem Auge sichtbar und findet sich auf dem Schlammboden unserer stehenden oder langsam fließenden Gewässer. Man kann an seiner Körpermasse bereits eine schaumige, lockere Rindenschicht von einer dünn-

leren, inneren Markschicht unterscheiden, in welcher auch die Kerne liegen. Seinen Namen verdankt es dem Umstande, daß von der Rindenschicht zahlreiche sogenannte Scheinfüßchen (*Pseudopodien*) ausstrahlen, welche aber nichts anderes sind, als äußerst zarte Keimstoffäden, die das Tier nach Belieben ausstrecken oder spurlos wieder einziehen kann; nach ihnen hat die ganze Klasse der Wurzelfüßer ihren Namen, zu der die Strahllinge samt dem Sontentierchen gerechnet werden. Die meisten freilich leben im Meere und scheiden ein häufig sehr zierliches Kieselgerüst aus, welches mit unzähligen Löchern zum Durchtritt der weichen Strahlfäden versehen ist, daher sie auch „Gittertierchen“ heißen; andere, wie die „Kammertierchen“, bilden kalkige Gerüste von meist schneckenhausartiger Beschaffenheit, aber ebenfalls mit zahllosen feinen Durchtrittslöchern. Solche Kalkschalen unter den Wurzelfüßern haben mit ihren Nesten die felsigen Massen weißer, schreibender Kreide gebildet, wie wir sie auf Mügen finden, andere durch ihre Kieselgitter den bekannten Kieselgur; und so sind uns auch aus der Vorwelt Spuren einfachsten Lebens erhalten, wo wir nichts finden würden, wenn die Schleimmasse dieser Wesen nicht die Fähigkeit hätte, solch harte Stoffe aus dem Meerwasser aufzunehmen, chemisch zu verarbeiten und in der ihnen eigenen Weise zu zierlichen Gestalten geformt wieder abzulagern.

Das Sontentierchen nun benutzt seine in steter Bewegung befindlichen Strahlfäden oder Scheinfüßchen gleich den übrigen Wurzelfüßern zur fortwährenden Herbeischaffung und Aufnahme von Nahrung, und wenn es sie ausgestreckt hält, gleicht es in der That in seinen Umrißen der leuchtenden Sonnenscheibe mit den von ihr ausgehenden Strahlen. Kommt es aber bei ihm zur Zellteilung, so zieht es sie allesamt ein und erscheint nur wie ein einfaches Schleimkugelnchen. Dieses Schleimkugelnchen umgibt sich hierauf mit einer besonderen, von ihm ausgeschiedenen gallertigen Hülle und zerfällt dann gleichzeitig in eine größere Anzahl einzelner Kugelnchen, deren jedes einen Kern enthält. Jedes scheidet aber auch noch eine besondere Kieselhülle aus und wird später durch Wachstum und Kernteilung zu einem neuen Sontentierchen von der anfangs geschilderten Beschaffenheit.

Noch merkwürdiger ist es wohl, daß man die Sontentierchen auch künstlich vermehren kann, indem man sie einfach in Stücke schneidet und diese sich selbst überläßt. Es zeigt sich dann, wie die volle Mischung der zum Leben notwendigen Stoffe in jedem Teile des kleinen Wesens vorhanden ist; jedes derartige Stück ergänzt sich durch Nahrungsaufnahme mittels der ausgestreckten Strahlfäden und daraus hervorgehendes Wachstum zu einem neuen Sontentierchen und teilt und vermehrt sich später selbständig weiter.

Da hierbei die Stücke natürlich auch ungleich werden, so führt uns dies zu der Betrachtung der Fälle, wo dergleichen auch von Natur geschieht, ohne daß dadurch die Art der Vermehrung in ihrem Wesen geändert wird. Unregelmäßig ist z. B. die Teilung bei den Gattungen *Protamoeba* (dem Wechselthierchen) und *Protogenes* (dem „Erstgeborenen der Urzeit“), den von Haeckel entdeckten einfachsten Formen der Urthiere, die aus formlosen Schleimklümpchen ohne Kerninhalt bestehen. Wie die Wechselthierchen oder echten Amöben, die aber einen Kern enthalten und somit auf höherer Stufe stehen, können sie kurze, stumpfe Fortsätze, Schein- oder Wechselbüßchen, ausstrecken und wieder einziehen und sich solcher Art kriechend bewegen; sie können auch mit diesen Fortsätzen ihnen genehme Nahrungsballen umfassen und samt den Fortsätzen in das Innere ihres Leibes ziehen. Ihre Fortpflanzung aber erfolgt einfach durch Zerreißen in Stücke, indem der zu groß gewordene Urzellkörper sich mit einigen Wechselbüßchen da, mit ein paar anderen dort festsetzt und nun, indem er nach entgegengesetzten Seiten gezogen wird, einfach auseinandergeht; wobei natürlich nur in den seltensten Fällen die beiden Zellstücke vollkommen gleich sein werden. Bei den echten Wechselthierchen oder Amöben ist bei sonst ähnlichem Vorgange bereits Regelmäßig-

feit eingetreten, indem die Teilung vom Kerne ausgeht, der zuerst in zwei Hälften zerfällt.

Noch ungleicher, wenn auch regelmäßiger, ist die Teilung in allen den Fällen, die man als Sprossung oder Knospung zu bezeichnen pflegt. Sie kommt keineswegs bloß bei den Einzellwesfen vor, sondern oft noch bei schon bedeutend höher stehenden Tieren, wie bei den Seeinsekten, Seerosen und Korallentieren; bei den Pflanzen ist sie in der Form der freiwilligen Ablösung wohl seltener, allein im Grunde genommen ist die gesamte Samenbildung der höheren Gewächse hierher zu rechnen. Die meisten Samen, wie etwa eine Bohne oder ein Eichelkern, sind bereits junge Pflänzchen mit sämtlichen wesentlichen Lebens teilen, nur daß sie in einer schützenden Hülle verborgen sind, mit der zugleich sie sich ablösen. Bei den Urwesen, den Zelllingen, geht nun solche Knospung oft neben der eigentlichen Teilung oder Hälftung einher, so beim Glockentierchen; manche aber zeigen auch nur die ungleiche Teilung, und dann liegt es nahe, das größere Stück als den Mutterkörper, das kleinere als das Tochterwesen zu bezeichnen. Im Grunde wird hierbei aber an dem Wesen des Vorganges abermals nichts geändert; eine Teilung ist und bleibt es, gerade wie wenn man künstlich einen Sproß einer größeren Pflanze abtrennt und als „Ableger“ zu eigenem Leben einsetzt; am Leben bleibt das größere und das kleinere Stück, und wo es in Ewigkeit so fortgeht, kann man von einem wirklichen „Tod“ nicht reden.

Ein Gleiches gilt von den Vorgängen, die, bei Pflanzen wenigstens, als sogenannte Sporenbildung bezeichnet werden, die man aber ebenso gut auch als innere Sprossung oder innere Teilung bezw. Ablösung auffassen kann. Bei dem zu den Wimperlingen (Ciliaten) gehörigen Trompetertierchen (Stentor), das übrigens bereits mit bloßem Auge sichtbar ist, aber dennoch nur aus einer Zelle besteht, schnürt sich im Innern des Körpers ein Teil des Gesamteinstoffs von dem übrigen ab und ballt sich zu einer selbständigen Zelle, die nach ihrem Austritt aus der ursprünglichen Masse sich zu einem neuen Trompetertierchen auswächst. Ähnliches ist bei vielen anderen Wimpertierchen beobachtet worden, aber immer geschieht es nur nebenbei, während einfache Teilung, nämlich Zerfall, die Regel ist. Vergleichen wir den Vorgang etwa mit der Sporenbildung eines Harns, so ergibt sich allerdings die überraschendste Ähnlichkeit; dort aber ist diese Art der Fortpflanzung die regelmäßige, und der Hauptkörper des sogenannten Harnkrautes geht mit der Zeit zu Grunde; er bildet den sterblichen Teil, von dem sich das Unsterbliche in der Gestalt der Sporen oder Keimzellen getrennt hat.

Nun tritt aber bei vielen der einfachsten Wesen ein Fall ein, bei dem schon eher ein Einwand gegen die vollkommene Unsterblichkeit aller Teile gemacht werden kann und auch thatsächlich gemacht worden ist. Bleiben wir bei den Urlingen, um die einfachsten Möglichkeiten herauszugreifen, so unterscheiden sich die von Cienfowski entdeckten Gattungen Protomonas und Vampyrella bezüglich der Fortpflanzung schon von Haekels „Erstgeborenen“ und Urwechselftierchen in einem wesentlichen Punkte. Während die letzteren bei der Teilung ohne weiteres in zwei Stücke zerfallen, ziehen die genannten nämlich vorher ihre Scheinfüßchen ein und machen einen Ruhezustand durch. In diesem umgeben sie sich mit einer von ihnen selbst ausgeschiedenen Hülle oder Kapsel (Cyte), und die Teilung, bezw. der Zerfall, geht dann innerhalb dieser vor sich. Werden die Teilstücke später frei, so bleibt die gemeinschaftliche Kapselhülle übrig, und dann erst entwickeln sie sich durch Wachstum zur ursprünglichen Form. Eine ähnliche Kapselbildung, verbunden mit einem Ruhezustand, ist bei vielen anderen Urwesen beobachtet worden.

(Schluß folgt.)

Heroica.

Von

Carl Bleibtreu.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Nachhut der Großen Armee.

Seine zertrümmerte Scheune. Bivak. Soldaten schlummern rings auf Heuhaufen oder am Boden, alle in hart mitgenommenem Zustand und zerlumpten Uniformen. Die Gewehre in der Mitte zu einer Pyramide zusammengestellt; daneben eine zerrißene Adler-Flagge aufgepflanzt. Ein junger Lieutenant schläft dicht davor. Eine einzige Fackel beleuchtet die Scene. — Plötzlich hört man: Wer da! Wer da! „O, tretet mich nicht — ich bin auch ein Mensch!“ lallt schlaftrunken der Lieutenant im Traum. „Wer trampelt über mich weg? Reiter und Kasse und Kanonen!“ Er wirft sich unruhig hin und her. „Beresina, Beresina!“ Da tönen draußen Stimmen durcheinander: „Wer da! — Gebt die Parole!“ Eine heifere Stimme antwortet die Parole: „Beresina.“

„Passiert. — Halt! Woher?“

„Vom Hauptquartier.“

Und immer noch röchelt der Lieutenant im Traum: „Rettet den Kaiser, den großen Kaiser! — Was, Ihr werdet doch dem Kosakengesindel Mores lehren? Ganzes Karree: Feuer! Jünn! Tot Blei dem Pack in die Gedärme! Uff!“ Er erwacht. Das Scheunenthor geht auf. Ein Grenadier mit einer Fackel leuchtet. Ein kleiner Mann, in einen Pelzrock und Pelzmantel verummmt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, mit Schnee beriebelt, tritt hastig ein. „Holla!“ Der Lieutenant springt auf. „Was giebt's? Wer da?“

„Gut Freund. — Welches Regiment hier?“

„Wer sind Sie? Darf ich bitten —“

„Wer kommandiert? Wer hat zu melden?“ schnarrt jener im Kommandoton. „Antworten Sie! Ich frage: welches Regiment hier?“

Der Lieutenant grüßt militärisch. „Zu Befehl! Ich habe die Wache. Regiment Frankfurt, erstes Bataillon.“

„Ah, von der Deutschen Division Fürst-Primas.“ Auf die Schläfer deutend: „Das ist alles?“

„Alles,“ echot es dumpf. „Beresina!“

„Ja, Beresina!“ Pause. „Wie steht's mit dem Proviant und der Bekleidung?“

„Schlecht. Es fehlt an allem.“ Rasch fügt der Lieutenant hinzu: „Soll ich vielleicht den Herrn Major wecken?“ Er deutet in eine Ecke der Scheune.

„Nicht nötig. Man wird Rat schaffen. In Wilna sind große Magazine. Wollt Ihr Pelze?“

„Ach ja, Herr — Herr Intendant.“

„Gut. Wieviel Rationen Brot?“

„Nur noch für zwei Tage, wenn wir sehr sparen.“

„Und Branntwein?“

„Ist uns fast ausgegangen.“

„Reicht das Pferdefleisch noch?“

„Ach nein, Herr Intendant. Alle Offizierspferde sind schon geschlachtet.“

„Gut, gut. Man soll Euch von Wilna einen Viehtransport entgegen schicken. — Guter Marsch hierher?“

„Viel Kosaken.“

„Man muß marschieren, wie wir in Ägypten marschierten. Das Gepäck in der Mitte, ein hohles Karree, so daß man immer Halt machen und nach beiden Seiten Feuer geben kann.“

„Zu Befehl, Herr — Herr General.“

Der Mann wiederholt, in die Ferne starrend: „Ja, wie in Ägypten.“

„Waren Herr General dabei?“

„Sawohl, mein Herr,“ lächelt jener obenhin. „Ich bin ein alter Ägypter.“

„Ach!“ seufzt der Lieutenant. „Ich wollt', wir hätten hier etwas Wüstenhitze.“

„Meinen Sie? Oh, mein Freund, und dort würden Sie nach Rußlands Schneefeldern seufzen. Man muß der Natur ein Schnippchen schlagen. Was mich betrifft, . . . ich habe mich nie wohler befunden.“

„Dann sind Herr General der einzige in der ganzen Armee.“

„Wohl möglich, daß ich der einzige bin.“

„Mit Ausnahme des Kaisers. Der sah an der Beresina so heiter und blühend aus, als verjünge ihn die Gefahr. Weiß, Teufel, der hat den Teufel im Leibe!“ platzte er heraus.

„Hat er? — Adieu, mein Braver!“ Er ruft zur Thür hinaus: „Schlitten vor!“

„Sie wollen schon weiter, mein General?“

„Habe keine Zeit zu ruhen. Auch ist es eine schöne Nacht, klar und still.“

„Aber kalt . . . brrr! Ich beneide Sie nicht, mein General.“

Der Mann antwortet nicht und starrt hinaus. Man sieht in eine öde Winterlandschaft. Das Klingeln der Schellen eines Schlittens ertönt. Halbblaut murmelt er vor sich hin: „Weiß, alles weiß . . . die Erde war so rot an der Moskwa, so rot an der Beresina . . . alles verweicht, alles verfliehet unter der weißen Decke. Einsam mit der Natur allein, die uns anstarrt . . . ein Medusengesicht von Marmor . . . wie einst auf dem St. Bernhard unter Schnee und Eis . . . einst hoch oben auf Alpenhöhen, heute tief unten in eisiger Steppe.“

Lieutenant (plötzlich, respektvoll, Hand am Tschako): „Ah, Bardou, mein General . . . soll ich nicht doch den Herrn Major wecken?“

„Nein. — Sie scheinen decouragiert, mein Freund.“

„Eine harte Campagne, das weiß Gott! Noch in Jahrhunderten wird man erzählen vom Rückzug der Großen Armee.“

„Die sich ruhmvoll schlug bis zuletzt, mein Herr, ich bitte mir's ans,“ blüht der Vermummte ihn an. „Was wollen Sie! Wir haben einige Unfälle erlitten. Besonders die Pferde . . . nun ja, auf Eis geht sich's schlecht.“

„Alle Kavallerieoffiziere, den König von Neapel an der Spitze, bilden ja jetzt eine heilige Schar zu Fuß! Ein Anblick zum Erbarmen!“

„Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. — Der Winter war gar nicht so hart. Das Wetter fängt an wunderschön zu werden.“

„Na!“ macht der Lieutenant entsetzt.

„Überhaupt . . . unsere Verluste sind gering. Die der Russen sind größer. Man hat sie geschlagen, diese Barbaren, daß sie sich nie mehr blicken lassen. An der Beresina erschroten

wir doch einen glänzenden Sieg! — Sie scheinen zu zweifeln, mein Herr Lieutenant. Sie werden sehen, wir werden jetzt Winterquartiere beziehen.“

„Im Schnee?“ wagt jener halbblaut zu bemerken.

„Man wird in Polen die Reserven an sich ziehen und 50000 polnische Kosaken ansheben. — Adieu, adieu. Werde das Nötige veranlassen. Branntwein . . . Zwieback . . .“ Der Mann geht. Man hört Peitschenknallen und Schlittenschellen. Das Scheunenthor schließt sich wieder.

„Ein schnurriger Herr!“ denkt der interviewte Offizier bei sich. „Wer mag das sein? Polnische Kosaken will man ansheben — hat man je so was erlebt! Überhaupt, wann soll denn das alles enden? Immer Krieg ohne Ende! Will der Kaiser denn nicht endlich Frieden halten? Hat er noch nicht genug an diesem Diner von Schneebällen? Ja, ja, da bluten wir nun und radeern uns ab, und alles nur für seinen Hochmut. Und dann . . . was uns Deutsche betrifft . . . man hat am Ende doch auch ein Vaterland . . . was geht uns eigentlich die ganze Geschichte an? Das mögen die Herren Franzosen für sich allein abmachen. Doch — pah! — Gewalt geht vor Recht.“ Er legt sich wieder aufs Ohr. Aber draußen tönt's aufs neue „Wer da?“ „Gut Freund!“ „Passiert!“ Die Thür öffnet sich, und ein wohlgebauter mittelgroßer Krieger tritt ein, bis zur Unkenntlichkeit entstellt und in Lumpen. „Na, wer ist denn das schon wieder, zum Henker?“ murret der geplagte Wachthabende. Jener, die Thür schließend, jovial: „Guten Abend, Kamerad.“ Er reckt sich. „Da wäre ich endlich!“

„Wer seid Ihr?“

„Wie, Ihr kennt mich nicht?“

„Ja, in Dreiteufelsnamen, wer soll Sie denn erkennen, Herr . . . Herr Kamerad? Was man von Ihrem Gesicht sehen kann, ist pulverrußig, Haar und Bart verjengt . . .“

„Ach so! — Ja, ich bin die Nachhut der Nachhut der Großen Armee.“ Und er legt sich ungeniert auf den Boden.

„Auch ein schöner Titel!“ denkt der Deutsche. „Na, der macht sich's bequem.“

Der neue Ankömmling aber brummt schläfrig: „Ich habe das letzte Gewehr abgefeuert und in den Schnee geschmissen. Ach, wozu das viele Gerede!“ Er wickelt sich in seinen Mantel und schläft ein. Der andere zuckt lachend die Achseln.

„Der hat kalt Blut, der! Thut ganz, als wenn er zu Hause wäre! Na meinethalben, der arme Teufel scheint arg herunter! Wollen ihm sein warmes Plätzchen gönnen.“ Auch er legt sich wieder aufs Ohr und schläft. Pause. Plötzlich draußen „Wer da?“ „Passiert.“ Ein fremdartiges Wesen kommt hastig hereingelaufen, in Kasan und Turban, den Damascener am Gurt, noch etwas türkisch komödiantenhafter ausgestattet als König Murat von Neapel.

„Wo ist das Offizier von die Wache?“

Unvorsich springt der Deutsche auf: „Mordelament! — Hier ist er! Was ist denn schon wieder?“

Der Fremdling fragt in gebrochenem Französisch: „Is sich hier ein Herr vorgekommen, klein, dick, mit grünes Pelz?“

„Herr, den zu kennen ich nicht die Ehre habe . . . ein solcher Herr war kürzlich hier.“

„Ah! Bei Allah, sehr gut! Dank' ich Sie!“

Er will gehen. Aber der Wachthabende wird endlich un-

angenehm: „Herr, den zu kennen ich nicht die Ehre habe . . . was suchen Sie hier?“

„Ich bin das treue Rußtan, Monsieur.“

„Was, Rußtan der Mameluck?“

„Das treue Mameluck von Seine Majestät das Kaiser. Allah Akbar! O was für Kälte hier! Brrr, brrr! Bei uns zu Haus vill warm, vill gutes Luft. Hier — oh! Wohin hat mich verlockt Bounaberdi mein Sultan! Salem Aleikum!“ Noch in der Thür wendet er sich: „Hinter mich ins Schlitten kommen das Großvezier und zwei Paschas mit drei Roßschweife.“

Der unglückliche Lieutenant fällt aus den Wolken: „Großvezier? Was ist denn das schon wieder? Paschas mit drei Roßschweifen? Ist denn heute nacht die ganze Hölle los?“ Draußen Stimmen: „Wer da?“ „Passiert!“ „Präsentiert das Gewehr!“ „Holla, das sind wohl die diversen Paschas!“ Er stellt sich in Positur. „Empfangen wir sie!“ Drei höhere Offiziere treten hastig ein, in dicker Vermummung. Er eilt ihnen entgegen: „Habe die Ehre zu melden als Offizier der Hauptwache.“

Der Stattlichste der drei nicht gnädig: „Ich bin der Fürst von Wagram und Neufchatel. — Dies der Herzog von Vicenza, dort der Großmarschall des Palastes.“ Berthier, Caulaincourt, Duroc!

Der Lieutenant verbeugt sich und denkt bei sich: „Da wäre der Großvezier und die Roßschweife!“

Der Großmarschall Duroc redet ihn an: „Also, es seht hier an Zwieback und Branntwein?“

„Zu Befehl, Herr Marschall. Aber wie wissen dieselben —?“

„Ein Kaiserjäger-zu-Pferd wurde uns entgegengesandt, mit dem Befehl Sr. Majestät, dies Manko zu notieren. Aus Wilna wird demnächst das Vermißte eintreffen.“

Der Lieutenant ist starr. Also war der kleine Herr . . . der Intendant, der . . . ihm schwindelt der Kopf.

Berthier erhebt die Stimme: „Se. Majestät der Kaiser haben befohlen, das hier lagernde Deutsche Regiment Frankfurt der Arrièregarde zu überweisen. Das Kommando über dieselbe hat der Marschall Ney übernommen, laut allerhöchster Ordre.“

„Ja, aber . . .“ fällt Caulaincourt ein. „Wo befindet sich dieser? Ich habe demselben das soeben erlassene letzte Bulletin zu übergeben, das jeder Kommandierende seinem Corps verlesen soll.“

Der marode Mann, der sich selbst als Nachhut der Nachhut bezeichnet, lag bisher ruhig am Boden und hörte halb-schlafend zu. Jetzt springt er auf: „Her damit!“

Caulaincourt, zurückprallend, starrt den Unbekannten an: „Wer sind Sie, mein Herr?“

„Wissen Sie was vom Marschall?“ fragte Duroc eifrig. „Er besichtigt die Vorposten, wie man hört.“

Zener aber entblößt sein Gesicht, so daß Licht darauf fällt. „Ja, ja, der bin ich eben. Ich bin die Nachhut der Großen Armee, ich bin der Marschall Ney.“

Da brechen alle in ein begeistertes Vivat aus: „Es lebe der Tapferste der Tapfern!“

Berthier reicht ihm die Hand: „Hochwillkommen, Marschall. Also: im Namen des Kaisers übernehmen Sie das Kommando!“

Caulaincourt, ihm herzlich die Rechte schüttelnd, setzt hinzu: „Und ich, mein Fürst von der Moskwa, lege in Ihre

Hände das Bulletin nieder, das letzte der Großen Armee in Rußland.“

Alle schlafenden Soldaten sind allmählich aufgewacht und aufgesprungen, andere drängen durch die Thür. Man bildet einen Kreis.

Ney nimmt das Bulletin. „Achtung, aufgepaßt!“ Er räuspert sich. „Malodezno, 31. Dezember . . . Die Gesundheit Sr. Majestät des Kaisers hat sich nie besser befunden.“

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Fontane.

Von

Franz Servaes.

Der ist in tiefer Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie Tu.
Archibald Douglas.

In der Mitte dieses Jahres haben wir den siebenzigsten Geburtstag von Gottfried Keller gefeiert; am Ausgange desselben feiern wir den gleichen Tag bei Theodor Fontane. Derselbe Jahrgang, doch unter verschiedener Sonne gereift! Dort unverfälschtes Schweizerblut, hier gute, märkische Eigenart, wenn auch die Wiege der Ahnen in der Gascogne stand. Beide Male aber ein Mann von echtem Schrot und Korn und von weitester deutsch-nationaler Gesinnung. Beide Male auch ein echt episches, beschauliches Fabuliertalent, durch Inbrunst des lyrischen Könnens und Fühlens zu starken, persönlichem Stile herangereift.

Fontane gehört zu den seltenen Männern, bei denen hinter jedem, auch scheinbar unbedeutenden Worte stets der ganze Mensch hervorschaut. Mag ein solches Wort dann auch mitunter hart und eckig herauskommen, wie es bei einem Sohne märkischer Erde nicht verwundern kann, stets klingt doch ein tieferer Gemütsston mit, der ihm einen unverkennbaren Glanz und eine unverwischbare Farbe giebt. Wie er dies anstellt, hat er gelegentlich verraten, wenn er dem heutigen Geschlechte zuruft:

Lerne denken mit dem Herzen,
Und lerne fühlen mit dem Geist!

Dieses Gebot wird freilich nicht jeder befolgen können, zumal in unseren nüchternen Zeitaltären. Bei Fontane selbst aber ist es kein kaltes Gebot, sondern ein zur innersten Natur gevordenes Charaktermerkmal. Stets ist sein Fühlen, so warm und lebendig es auch sein mag, durch ein gesundes Denken gezügelt; und wenn sein Geist an den Fragen unserer Zeit überall rüstig mitarbeitet, dann klopft der Pulsschlag des Herzens unmittelbar daneben und giebt dem Denken Kraft, Liebe und Wärme.

Daher ist denn auch Fontane, so unverdrossen er überall mit der Zeit fortschritt, von den Krankheiten unserer Zeit völlig verschont geblieben. Das Grämliche und das Blasse und das Geiſtreichelnde sind ihm gänzlich fremd. Vielmehr hat er sich, gleich seinem Altersgenossen Keller, vor allen Dingen einen fröhlichen, unbeirraren Lebensmut gewahrt, aus dem ihm die Schaffenskraft quillt. „Wer schaffen will, muß fröhlich sein,“ sagt er in einem Liede, und an dieser schöpferischen Fröhlichkeit scheint es ihm selten gemangelt zu haben. Zwar hat es ihm in der Jugend wie im Alter an ernstesten Stunden nicht gefehlt, und auch er hat sich nicht ohne Thränen zu der stolzen, frohgemuten Klarheit durchgerungen, die ihn heute auszeichnet. Aber schon früh hat er sich die Thränen bald wieder von der Wange gewischt, der lieben Sonne zugelacht und ist freudig an sein Tagewerk gegangen — wie er es in einem Gedichte schildert:

Zerstoßen sind die Wolkenmassen,
Die Morgenröth' ins Fenster scheint:
Nun kann ich wieder mal nicht lassen,
Daß ich die Nacht hindurch gewein.

Dahin ist alles, was mich drückte,
Das Aug' ist klar, der Sinn ist frei,
Und was mir je mein Herz entzückte,
Tanzt wieder, lachend, mir vorbei.

Es grüßt, es nickt; ich sieh' betroffen,
Gehendet schier von all dem Licht:
Das alte, liebe, böse Hoffen —
Die Seele läßt es einmal nicht.

Aber auch jetzt, im Alter, wo öfter als in den Jugendjahren ernste Gedanken die Seele beschleichen mögen, geht bei allen Bedenkllichkeiten der Humor niemals aus, und wenn er von einem höheren Standpunkt aus das Hasten und Treiben der Modernen sieht, wie einer den andern beiseite stößt, um bald von einem Dritten gleichfalls aus der Bahn gedrängt zu werden, dann kann auch er sich eines launigen Gefühls der „Wurfsichtigkeit“ nicht erwehren, und er denkt:

Was liegt an Dir und Deinem Glück?
Es trübbelt und wibbelt weiter.

Was auch immer kam, stets wußte Fontane den Kopf oben zu behalten, und entschlossen richtete er die Augen dahin, wo etwas Großes und Herzerhebendes war, ohne sie darum vor dem Kleinen und Unerquicklichen feig zu verschließen. Vor allem strömte ihm aus der Liebe zum Vaterlande, zu Boden, Sprache und Geschichte der Heimat, ein unerhöflicher Born zu geistigem Frohsinn. Wenn auch in der Fremde wohlbe wandert, wie beispielsweise im schottischen Hochgebirge, das nächste, weil natürlichste Ziel seiner Wanderlust blieb doch stets und mit besonderer Vorliebe die engere märkische Heimat. Er hat sie durchstreift wie kein Zweiter. Er kennt Bäume und Burgen, Steine und Stoppelfelder, Gegend und Menschen, wie davon die drei Bände „Märkische Wanderungen“ Zeugnis ablegen. Er hat aber bei seinen Streifzügen nicht bloß die Augen, sondern auch die Ohren aufgemacht und die Leute zu sich sprechen lassen und ihnen Rede gestanden, und er hat selbst die Mühe nicht gescheut, die Nase ins Kirchenbuch zu stecken und nach geschichtlichen Aufzeichnungen und sonderbaren Vorgängen zu stöbern. So waren stets der Geschichtsfreund und der Dichter im Wanderer lebendig, gerade wie sie daheim in der Arbeitsstube miteinander lebendig waren. Mit großem Glück hat Fontane sein an englischen Balladen und schottischen Romanzen geschultes poetisches Erzählertalent in den Dienst der heimischen Geschichtspoësie gestellt, und mit Vergnügen erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen aus seinen rheinischen Gymnasialjahren, wie der alte Fritz und seine Kabinine bei Schulfeierlichkeiten durch die Fontane'schen Gedichte lebendig wurden. Unser Dichter ist dadurch ein zweiter Adolf Menzel geworden, wie er sich denn in der entschiedenen Auffassung und packenden Darstellung seiner poetischen Porträts wohl mit dem gefeierten Maler messen darf.

Den Kenner des Volkes und den warmherzigen Patrioten merkt man aber nicht bloß aus den Reisebildern und Gedichten, sondern überall auch aus den Novellen und Romanen Fontanes heraus. Wenn ein neueres Schlagwort recht hat, daß es einem deutschen Dichter besser anstünde, das „Volk“ als die „Gesellschaft“ darzustellen, dann verdient Fontane in ganz hervorragendem Maße den Titel eines echt-deutschen, ich möchte sogar noch weiter gehen und sagen: eines durchaus unfranzösischen Dichters. Denn wenn jenes Wort recht hat, so will es vor allen Dingen besagen, daß im deutschen Volke die Gesellschaft noch nicht jene beherrschende und alles nivellierende Stellung einnimmt, wie in Frankreich die *société*; daß bei uns das landschaftliche Stammesbewußtsein wie beim eigentlichen Volke so auch in den höheren Gesellschaftsklassen noch ausgeprägter und individueller sei als in Frankreich. Möge die Thatsache als solche dahinstehen, aber sei es um so mehr betont, daß in den Fontane'schen Dichtungen nicht nur das untere Volk eine ganz besonders bevorzugte Rolle spielt, sondern daß auch der Adel — und es giebt viel Adel bei Fontane — bei weitem mehr als ein Bestandteil des Volkes als der Gesell-

schaft hervortritt. In dem vierbändigen Romane „Vor dem Sturm“ sehen wir einen märkischen Landadligen in dem kritischen Winter 1812/13 die ungeheure politische Spannung getreulich mit seinen Bauern durchleben und durchberaten. Ohne daß die Standesgrenzen fallen, herrscht da ein gegenseitiges herzliches Verhältnis des Vertrauens und des Einverständnisses, das schließlich in gemeinsamem Vorgehen in der Stunde der Gefahr gipfelt. In seinem Meisterwerke, dem erst vor etwa Jahresfrist erschienenen Romane „Irrungen, Wirrungen“, schildert Fontane einen jungen Adligen in einem Liebesverhältnis mit einem Berliner Bürgermädchen, und es ist ebenso poetisch schön wie menschlich wahr, daß die Standesgrenzen der Entwicklung der Liebesgeschichte zwar ein äußeres Halt gebieten, aber doch kein inneres Ende bereiten können. Beide verheiraten sich in der Folge standesgemäß und finden in der neuen Ehe alles das, was man nach menschlichen Begriffen Glück nennen kann; aber heimlich gehören die getrennten Herzen sich doch noch an, wie sich sofort verrät, sobald der Name des einen vor dem Ohre des anderen ertönt. Ein schöneres Symbol der Zusammengehörigkeit von Adel und Volk ist in unserer Litteratur schwerlich aufzutreiben.

Als Erzähler nimmt Fontane eine ganz besondere Stellung in der Geschichte unserer neuesten Litteraturentwicklung ein. Der 1878 erschienene Roman „Vor dem Sturm“ zeigt zwar ein ganz entschieden realistisches Können und eine große Begabung für Ausmalung und Kontrastierung der Charaktere, aber wenn man ihn neben die kaum zehn Jahre älteren „Irrungen, Wirrungen“ hält, so wirkt er wie das Produkt einer vergangenen Litteraturepoche neben einem solchen der unmittelbaren Gegenwart. Es thut dies nicht etwa der geschichtliche Unterschied des Stoffes. Dies ist ganz indifferent, da das Geschichtliche genau so im modernen Geiste behandelt werden kann, wie alles Zeitige und Heutige. Vielmehr macht es der Unterschied des Stils und der Methode. Zunächst ist der ältere Roman erheblich „romanhafter“ als der neuere, er enthält sonderbarere Ereignisse, rührt stärkere Spannungen an, fordert energischer Sympathien und Antipathien und sucht dieselben gelegentlich durch starken Licht- und Schattenauftrag zu erreichen. Sodann läßt sich der Erzähler mehr gehen, legt ausführliche direkte Charakteristiken ein, weicht, zu Gunsten historischer Exkurse und litterarischer Raisonnements über die französischen Memoirlitteratur, Schmidt von Bernuchen, Novalis u., in störender Weise vom Thema ab, und tritt gelegentlich selbst mit der eigenen Person hervor, um sich mit dem Leser über Kompositions- und Stilfragen auseinanderzusetzen. Von allem dem ist in dem neueren Werke keine Spur mehr. Hier ist alles prägnant, geschlossen, gegenständlich, unmittelbar. Der erstaunliche Ubergang hat sich allmählich und mehr oder weniger sichtbarlich vollzogen.

Ich glaube ihn am deutlichsten in der 1885 erschienenen Erzählung „Unterm Birnbaum“ zu beobachten. Dieselbe enthält keinerlei Raisonnements mehr seitens des Dichters, faßt ihr Ziel scharf ins Auge, geht aber noch zögernd darauf los, weil sie der Methode der unmittelbar aus den Ereignissen herausgeführten Schilderung noch nicht völlig Herr ist. Man muß sich das Wesentliche noch zu sehr zusammenbuchstabieren, und es dauert ziemlich lange, bis das Interesse des Lesers in die gewünschte Richtung geleitet ist. In der Wahl des Stoffes zeigt sich etwas Rücksichtsloses. Es handelt sich um einen gut verdeckten Mord und um die Überführung des schlauen Mörders. Das Ganze mutet Kleist'sch an, und es wäre auch ganz in der Ordnung, wenn sich Fontane an seinem großen märkischen Landsmann Heinrich von Kleist herangeschult hätte. Die Gleichheit der Stammesart muß ihn für das Herausfinden der eigentümlichen Vorzüge Kleist'scher Sprache und Darstellung in hervorragendem Maße eignen, wie sie sich in scharfem Sehen, unerschrockenem Aussprechen und Ausbiegen vor jeder Phrase äußern. Von dem Dämonischen und Ingrimigen freilich ist bei Fontane nichts vorhanden. Ebensonenig vom Dramatischen, und es ist sicherlich bei ihm, auch hier gleich wie bei Gottfried

Keller, kein Zufall, daß er als Dichter siebzig Jahre alt geworden ist, ohne sich im Drama versucht zu haben.

Ein behagliches episches Ausspinnen liegt durchaus in Fontanes Naturell und zeigt sich in dem vielgenannten Romane „Irrungen, Wirrungen“ (und in der noch ungedruckten Novelle „Stine“)* von seiner besten Seite. Bei aller Wucht und Schärfe sehen wir den Dichter doch stets schonend und nachsichtig. Er bleibt überall lediglich darstellend und wird nirgends, nach der Manier der Neueren, angreifend oder gar anklägender. Lieber setzt er einige humoristische Lichter auf, wie bei dem Onkel des Helden, der aus adliger Beschränktheit ein eifriger Bismarck-Gegner ist. Aber dabei ist Fontane, als warmer Patriot, ein überzeugter Adelsfreund und selbst von einer entschieden ritterlichen Gesinnung. Dieses zeigt sich jedoch nirgends steif, sondern äußert sich eher in einer gewissen Unbefangenheit und Superiorität, namentlich allen moralischen Fragen gegenüber. Daß junge, vornehme Leute ihre Verhältnisse haben, und daß die Damen ihres Umganges sich nach unten hin sehr abtufen, wird mit einer Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit behandelt, welche alles Moralisieren von vornherein abschneidet. Es treten eine ganze Anzahl solcher Damen auf, und sie reden, wie sie eben im Leben zu reden pflegen, nicht gerade fein und gewählt, aber auch keineswegs roh und gemüßlos. Auch hier bricht noch etwas Provinzielles und Volkstümliches durch den aufgetragenen Firnis hindurch. Der vorurteilslose Leser wird bereitwillig zugehen müssen, daß Fontane zwar vor keiner Verbtheit zurückschreckt, aber auch keine um ihrer selbst willen auffucht — auch hierin sehr zu seinem Vorteil von den Neuesten unterschieden, welche ihre Unverblümtheiten meist mit albernen Mundverzerrungen zu begleiten pflegen, um nur ja zu zeigen, wie sehr sie sich derselben bewußt sind. Fontane dagegen, so sehr er den modernen Realismus mitmacht, ist doch überall mehr als ein Realist, nämlich ein Dichter. Bei allen realistischen Einzelheiten, mit denen seine neueren Erzählungen ausgestattet sind, liegt über dem Ganzen doch etwas, das an den Balladenton erinnert, wie in „Irrungen, Wirrungen“ das ahnungsvolle Voraussehen und das wehmütige Anklängen.

So erstaunlich das Wachstum Fontanes gerade in den letzten Jahren ist, er ist durchaus der Alte geblieben. Ohne viel Zugeständnisse und Verrenkungen machen zu müssen, ist er allmählich und sachte in den modernen Realismus hineingewachsen. Das macht: er ist eben als Siebzigjähriger der jüngsten einer!

Ein Religions-Roman. **

Von
E. A.

Es ist eine alte Erfahrung, die in unserer Zeit täglich von neuem ihre Bestätigung findet, daß ein Werk der Poesie vor allem wegen der Ansichten in den Himmel erhoben oder verdammt wird, die von den dargestellten Personen vertreten sind. So hat z. B. Ibsen als Verfasser der „Wildente“ beinahe ebensoviel Sorten von Anhängern und Gegnern, als das Stück Personen hat: die einen identifizieren den Verfasser mit Gregor Werle und sind entzückt, ihre Widersacher thun dasselbe und sind entsetzt, die andern erblicken in Dr. Melling ein getreues Abbild der Ibsenschen Ansichten, und sie spalten sich wieder in Parteigänger und Widersacher dieser Figur und damit des Dichters u. s. w. Ja, noch mehr: man nimmt geradezu eine Figur aus dem Stücke und spielt sie gegen den Dichter aus, aus dessen Phantasie dieselbe entsprungen ist.

* Wir bringen dieselbe im Laufe des nächsten Quartals. D. Red.
** Robert Elsmere. Roman von Mrs. Humphry Ward, Verfasserin von Miss Bretherton. Mit Autorisation der Verfasserin deutsch von Theresie Leo. (2 Bände. Berlin, Verlag von J. G. Schöner.)

Dasselbe Schicksal könnte den Roman „Robert Elsmere“ von Mrs. Humphry Ward treffen, wenn er, wie zu hoffen ist, die ihm gebührende Beachtung findet. Und zwar aus denselben Gründen, wie in dem angezogenen Beispiel: die dargestellten Charaktere sind lebensvoll wahr, nicht idealisiert und nicht karikiert; mit gleicher Liebe vertieft sich die Verfasserin in das Seelenleben der entgegengesetzten Persönlichkeiten, so daß jeder sich seinen Mann wählen kann, mit dem er es hält, wenn auch die Sympathie der Verfasserin augenscheinlich ihrem Helden gilt.

Der Roman giebt uns in epischer Breite das Leben und die geistige Entwicklung eines Mannes, der von vornherein durch sein tief religiöses Gemüt und seinen Sinn für Wissenschaftlichkeit dazu angelegt ist, Glauben und Wissen in sich zu versöhnen und auch für die Welt versöhnen zu wollen. Eine Weile verträgt sich seine Religion mit den Glaubenssätzen der herrschenden Kirche, und zu der Zeit gewinnt er die Liebe eines fast furchtbar streng puritanischen Mädchens, das er als Frau in sein stilles Pfarrdorf heimführt. Dort arbeiten sie beide glücklich zusammen für das Wohl der Gemeinde, bis die Wendung kommt: Robert Elsmere wird irre an dem überlieferten Glauben. Die Bekanntschaft mit dem geistig hochstehenden Squire vollendet seine Umkehr; er legt sein Priesteramt nieder und zieht nach London, wo er unter den Arbeitern des Ostens eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. Aber sein stilles häusliches Glück ist dahin: seine Frau ist mit starrer Entschiedenheit auf ihrem alten religiösen Standpunkte stehen geblieben. Dieser ewige Zwispalt, vereint mit der ungeheuren geistigen und physischen Arbeit, die er leistet, reißt die Kräfte des Mannes auf: bald nachdem er mit glühender Begeisterung unter den Londoner Arbeitern seine neue Religion verkündet und zahlreiche Anhänger gefunden, rafft ihn die Schwindsucht dahin. Aber nicht mit ihm stirbt seine heilige Sache, wenn auch seine Frau, die ihn über alles geliebt, auch nach seinem Tode der anglikanischen Kirche treu bleibt.

Schon hieraus ersieht man, daß dieser Roman weit hinausragt über sonstige frauenhafte Bücher, wo am Ende alles in Versöhnung und eitel Wonne hinausläuft, wo überhaupt die Personen insgesamt den Stempel mattherziger Unbestimmtheit tragen. Hier treten sich vielmehr die Charaktere klar und scharf gegenüber: die puritanische Frau, der streng wissenschaftliche Squire, der fanatische Priester Kewcome, der sanfte Landpfarrer Biderton u. s. w. Trefflich gelungen vor allem sind auch die Figuren des heiteren Weltkundes Rose und des mit der Welt und sich zerfallenen Sklaven seiner Gewohnheiten, des Oxford-Professors Langham.

Worin besteht nun die Religion Robert Elsmeres, oder, wie wir ruhig sagen dürfen, ohne der Verfasserin, deren lebenswürdige Geradheit wir schätzen gelernt, zu nahe zu treten, die Religion der Frau Ward?

Das Charakteristischste ist entschieden, daß es die Arbeiter sind, von denen aus die Religion zu den höheren Gesellschaftsphären sich erheben soll. In den Arbeitern soll die Verehrung des Ideals wieder geweckt werden, und dieses Ideal ist für Robert Elsmere die historische Person Jesu Christi. Es ist nicht zu leugnen, daß damit etwas mit klarer Entscheidung ausgesprochen ist, was not thut: das Andenken desjenigen, der bei weitem den gewaltigsten Einfluß auf die menschliche Kultur ausgeübt hat, zu retten vor den Verfinsterungen der Orthodoxen und den Schmähungen der Radikalen. Eine ähnliche Auffassung der Religion der Zukunft hat Wilhelm Jordan in seinen Sebats niedergelegt. Und noch mehr erinnert der Christus von Mrs. Ward an die tief ergreifenden Arbeiterbilder Fritz von Uhdes.

Aber man darf nicht meinen, daß es dem Helden bloß darauf ankommt, Bildung und Sittlichkeit unter den Arbeitern zu verbreiten, sondern seine Verehrung der Person Christi, auf einer wissenschaftlichen Prüfung aller Überlieferungen beruhend, soll thatsächlich eine neue Form der Religion im vollen Sinne des Wortes werden. „Nur sanftes Beharren,“ sagt Elsmere,

„zerstört in der Welt des Denkens, und nur Sympathie bringt Umnüßungen zuwege! Auf den Judoismus folgte Jesus, weil er annahm und ausbaute, was gut, was lebensfähig in dem alten Glauben war. Die Geschichte kennt keine Unterbrechung, sie weiß von keinen Lücken, und so wird auch die Religion unserer Tage unbeirrt und unbehindert, allen Mängeln zum Trotz, unerschütterter beharren, bis es uns gelingt, etwas gleich Goldes, gleich Liebenswertes, gleich Mächtiges als Ersatz zu bieten. Der Jesus der Kirche bleibt allmächtig, solange der Mensch von heute meint, irgend eine Summe von Kenntnissen enthebe ihn der Notwendigkeit, ihn, den Jesus der Geschichte, zu lieben.“ Noch klarer wird uns die neue Religion, wenn wir die zwei Inschriften in dem großen, neu erbauten Versammlungssaale lesen, die als „die einzigen Dogmen des neuen Glaubens“ bezeichnet sind: „In Dich, o Ewiger, setze ich mein Vertrauen.“ „Dieses thuet zu meinem Gedächtnis.“

Der erste Satz drückt den Glauben an die göttliche Weltordnung, an die sittliche Bervollkommnung des Menschengeschlechtes aus. Aber — das ist der Gedanke, der überall durchschimmert, ohne geradezu ausgesprochen zu werden — dieses Bewußtsein der vorausbestimmten Sittlichkeit im Menschen und der daraus sich notwendig ergebende Glaube an den ewigen Fortschritt bis zu dem Ideale der Vollendung, sie genügen nicht für den Menschen, wie er nun in Gottes Namen einmal ist; es muß etwas Persönliches dazu kommen, das der Mensch mit allen Fasern seines Herzens lieben kann, das ihm vor-schwebt als höchstes Ideal, als stete Richtschnur für sein eigenes Handeln; denn so sagt der zweite Spruch: „Dieses thuet zu meinem Gedächtnis.“ Diese höchste, werthtätige Liebe des Menschen gilt nach Robert Elsmere's Religion der Person Jesu Christi. Nichts soll der Mensch beginnen, als was er, der milde Richter, hätte billigen können; ihm zuliebe wollen wir gut sein, weil er so vieles für uns erduldet. So ist Jesus Christus hier in Wahrheit der Mittler zwischen dem ewig göttlichen Ideal und dem schwachen Menschenkinde.

Es sind tiefere Gedanken in dem Buche versteckt, als ausgesprochen; und fast möchte man meinen, die Verfasserin, deren inneres Leben wohl dem Robert Elsmere's nicht unähnlich ist, sei noch nicht am äußersten Ende ihrer Entwicklung angelangt. Jedenfalls, hoffen wir, hat sie ihr letztes Wort noch lange nicht gesprochen; möge sie uns noch manches so treffliche Buch über den Kanal senden, wie das vorliegende! Man mag Ansichten huldigen, die mit denen der Verfasserin mehr oder weniger oder gar nicht übereinstimmen, der ästhetische Eindruck, den dieses erste Dichtwerk auf uns ausübt, wird dadurch nicht beeinträchtigt. Freilich, die Verfasserin wählt sich mit dem Rechte der Frau die Gesellschaft aus, in der sie verkehrt; alles Rohe und Gemeine bleibt ihr fern; aber in dieser Geistesaristokratie, in der sie sich bewegt, sind nur Menschen von Fleisch und Blut zu Hause. Auch die Sprache scheint edel und gewählt, soweit man das nach der Uebersetzung beurtheilen kann.

Eine Madonna von Gabriel Max.

von
Julius Ev.

Wenn man bedenkt, welche Ovationen manchen Künstlern für ihre Werke dargebracht worden sind, so muß die heutige Zeit als eine recht begeisterungslose bezeichnet werden. Es geht alles so ruhig und gefest zu, es fällt kein lautes Wort des Lobes noch des Tadels, es geschieht nichts, was gegen den guten Ton verstoßen könnte, so daß unser Zeitalter künstlerisch ein innerlich und äußerlich gleichmäßig unbestimmtes zu sein scheint. Aber es scheint es nur zu sein! Während die Menge gleichgültig zusieht, was geschehen wird, oder sich abwendet, weil ihr genügt, was schon geschehen ist, geht in der Künstlerschaft eine große Veränderung

vor. Das, was bis dahin nur still geahnt, nur leise versucht wurde, es steigt immer höher auf in dem Geiste des Ausübenden, und da man sich noch vor nicht langer Zeit besam, ob es lohnend sein wird, das Fundament zu legen, zeigt sich heute schon zur Freude aller Kunstliebenden, wie mächtig der Bau aufstrebt. Freilich, die Allgemeinheit steht dabei und wundert sich; sie kann es nicht begreifen, daß es immer noch Leute giebt, die Musik machen, ob zwar Beethoven schon lange tot, und malen, ob zwar Raphael die Palette längst der jugendlichen Hand hat entfallen lassen müssen. Es gehört zum gelehrten Ton, auf die neuere Kunst zu schmälen, und wenn man seine Expektorationen mit einem Hinweis auf die großen alten Meister geschlossen hat, so soll man sich nicht wundern, wenn man für einen „Kunstkenner“ gehalten wird.

Wenn irgend ein Werk zur rechten Zeit kam, um zu zeigen, was die heutige Kunst kann auf einem Gebiete, welches man als ihr mehr oder weniger verschlossen ansah, so ist es die Madonna von Gabriel Max, welche in der Vorhalle der königlichen Nationalgalerie von Berlin ausgestellt ist. Sie beweist, daß unsere Kunst ebenso wohl als je eine befähigt ist, aus ihrem eigenen Geiste heraus, ohne Anlehnung an Govejenes Werke zu schaffen, welche ebenso berufen sind, als ein Ausfluß einer bedeutenden Weltanschauung angesehen zu werden, wie die klassischen Meisterwerke vergangener Epochen, von deren Nachahmung die Kunst bis vor nicht gar langer Zeit ihr Dasein gefristet hat. Jetzt tritt sie selbstherrlich als ein Ganzes auf und verzichtet auf das Vasallentum.

Die Situation, aus welcher heraus Gabriel Max seine Madonna geschaffen hat, ist wohl einem jeden aus Erfahrung bekannt. Wer ist nicht schon einmal in einer katholischen Dorfkirche gewesen, wenn der Gottesdienst eben beendigt war und der letzte Orgelton an dem Gewölbe vielfach gebrochen verklang! Die Andächtigen haben schon das Gotteshaus verlassen, auf dem Altar brennen noch die Lichter, welche auch bald verlöschen werden. Dies ist die Voraussetzung für das Verständnis der Komposition, welche im wesentlichen die folgende ist.

Man sieht einen Altar, welcher ein eingerahmtes Gemälde, eine Madonna mit Kind trägt, vor dem Bilde ist der Altartisch, auf diesem stehen hohe Leuchter mit großen weißen Wulstschleifen verziert und große brennende Kerzen tragend, deren Flammen sich in dem gedachten Altargemälde spiegeln. Zwischen den Kerzen, dem Bilde zu Füßen, liegen Geschenke von der Art, wie sie die Mutter in der Wallfahrt nach Aveleer so naiv beschreibt: ein Lamm, eine Hand, ein Kind, zwei durch ein Band aneinander gefesselte Herzen.

Wenn man das neue Kunstprinzip als im wesentlichen darin bestehend ansieht, die Natur möglichst abzuschreiben, so ist die eben beschriebene Madonna die schönste Bestätigung dafür, wie weit man die künstlerische Wirkung desselben ausdehnen kann. Gabriel Max hätte das Ganze ebenso machen können, wie andere Meister vor ihm und wahrscheinlich auch nach ihm. Er hätte die Madonna mit dem Kinde malen können, umgeben von Heiligen und Engeln oder ganz allein. Indes, wo findet sich in der Natur die Madonna? Nirgends, und deshalb durfte sie auch im strengsten Festhalten des aufgestellten Prinzips nicht gemalt werden. Künstlerische Prinzipien können freilich niemals bis zum äußersten festgehalten werden, und es ist das auch nicht nötig, wenn sie nur soweit wirken, daß sie Uebelstände verhüten. Und so wäre das Prinzip des strengen Festhaltens an der Natur nur soweit zu beobachten gewesen, als es von einem Nachahmer fremder Kunstwerke fernhielt. Das genügte aber Max nicht, und da er die Madonna persönlich in der Natur nicht fand, so wollte er sie auch nicht malen. Wohl aber gab sie ihm die Außenwelt, wenn ich so sagen darf, aus zweiter Hand. Er malte daher einen Altar mit einem Gnadenbilde, und wenn er dieses that, so hat er seinem Prinzipie vollkommen Genüge gethan, es bis zur äußersten Konsequenz verfolgt.

Wäre nun mit dieser Festigkeit selbst auch kein wahres Kunstwerk entstanden, so könnte sie immer noch jedem Bewun-

derung abnötigen, der die Dinge nicht nach ihrem äußeren Erfolg, sondern ihrem historischen Werte nach abzuschätzen gewohnt ist. Allein, wenn das Streben nach Wahrheit je durch den Erfolg belohnt ist, so geschieht es hier. Die Madonna Gabriel Max' ist eins der eigentümlichsten Werke religiöser Kunst, und ihr Eindruck ist so feierlich groß, als er nur immer sein kann.

Es kann unmöglich meine Aufgabe sein, die technische Kraft, welche sich in dem ganzen Werke kundgibt, näher zu beleuchten. Es ist Nebensache bei Gabriel Max, was andere zur Hauptsache machen, nämlich das zur Schau-Tragen eines bis ins kleinste sich erstreckenden Naturstudiums. Bei der Richtung des Kunstwerkes ist dies eigentlich selbstverständlich und, wenn etwas verwunderlich ist, so scheint es mir die Thatsache zu sein, daß man so vollständig im Banne der Stimmung und des geistigen Gehaltes des Kunstwerkes steht, daß man auf die Mittel, mit denen das alles erreicht ist, gar nicht achtet. Nur einiges möchte ich hervorheben. Wie hat Max die Thatsache auszunutzen verstanden, daß Gemälde, vom Kerzenlicht beschienen, ein unheimliches Leben bekommen! Wie ist die Madonna und das Kind gezeichnet und gemalt! Alles strahlt von Kraft und Würde und nichts drängt sich auf.

Man denke sich denn auch keine Madonna, welche in tausend Farben gekleidet ist. Weiß und ein mattes Rosa sind die einzigen distincten Farben, welche man wahrnimmt. Max hat nicht die Regina coeli, die Königin des Himmels, malen wollen, welche über Wolken schwebt; die kann man höchstens von ferne betrachten, der naht man sich nicht zutraulich wie einer Mutter, um ihr die geheimsten Herzenswünsche, auf gnädige Gewährung hoffend, dringend auszusprechen. Die Madonna von Max ist die Frau, die zur Mater dolorosa geboren ist, die wahre Gottesmagd, die bescheiden ihr höchstes unermessbares Glück auf den Armen hält, die leider zu ahnen scheint, daß sie einstmals des Glückes beraubt, am Kreuzestamm thränenreich hinfinken und jehen wird, wie ihr Liebtes stirbt, von rohen Händen gefoltert und gepeinigt. Das ist die reine Magd, das Weib aus dem niederen Stande, das alle Leiden der Menschen kennt, die alles weiß, was das Herz entbehren muß, und die gerade deshalb berufen ist, die Gottesmagd zu werden. Sie ist nicht die Gnadenreiche, weil sie dazu geschaffen ist, sie wird es nicht, sondern sie macht sich selbst dazu. Ein wehmütig-mitleidvolles Lächeln von einer unnachahmlichen Hoheit und Bescheidenheit zugleich umspielt ihre Züge, und sie gewährt in Gnaden, warum sie gebeten, obwohl sie weiß, daß alles Gewährte nur Schein und Eitelkeit ist, und weil sie weiß, wie alles vergeht.

So eigentümlich wie die Auffassung der Mutter ist auch die des Sohnes; er ist ihr echtes Kind. Max hat es verschnauht, in Anlehnung an Raphael, einen schönen Knaben zu malen mit vollen Formen und großen, dunkeln Augen. Er denkt sich den Gottessohn als Kind anders. Auch er trägt den Stempel der Armut auf der Stirn, er sieht uns nicht mit vollem Auge an wie ein König, er überläßt uns, ihn anzusehen. Seine Augen sind in weite, weite Fernen gerichtet, diese Augen sind nicht „schön,“ sie sind nicht „entzückend,“ „bezaubernd“ und wie jene abgehetzten Beiworte lauten mögen, welche nachgerade zum Überdruß auf die Augen Raphaelscher Gestalten, die immer noch als die einzig würdigen Darstellungen gelten, Anwendung finden. Die Augen des Knaben auf der Madonna von Max sind vor allem wahr, sie sind diejenigen eines hervorragend begabten Kindes; dieser Blick läßt ahnen, wie einstens der Mann dreinschauen wird, der die Pharisäertrübsal zu Schanden macht, die Ehebrecherin vom Tode befreit, der Wunder thut, weil er an seine Idee glaubt, und der seinen Glauben durch den Tod besiegelt. Kraft und Milde, Klugheit und Einfalt schlummern gleicherweise auf jenem Antlitze und die Zeit wird sie erwecken.

Die Geister der meisten Beschauer sind in alten Vorurteilen noch zu sehr befangen, als daß sie mit der vollen Unbefangenheit der Leistung Gabriel Max' gegenüberreten

könnten. Noch vor nicht zu langer Zeit fanden hier die bibliischen Darstellungen Pfannschmidts Anklang, Schöpfungen von einer Schwäche, welche der Langeweile entsprach, die sie hervorriefen. Es ist in Anbetracht dieser Thatsache nicht zu verwundern, daß ungefähr so viel Beschauer vor der Max'schen Madonna fehlen, als eigentlich da sein sollten. Wer aber zu der kleinen Anzahl der Kundigen gehört, der steht selbst, wie die Kerzen auf dem Bilde, vor einem Altare.

Eduard Mörike.

von
Paul Ernst.

Von den Werken Mörikes ist soeben eine Neuauflage erschienen. Man darf diese Neuauflage nicht verwählen mit solchen Unternehmungen, welche alle möglichen alten, in die Litteraturgeschichte aufgenommenen Schriftsteller neu drucken für jene eigentümlichen Leute, die sich ihre Bücher nicht kaufen, um sie zu lesen, sondern um eine Bibliothek zu besitzen; Mörike hat noch immer ein wirkliches Publikum, er steht nicht nur in den Litteraturgeschichten, er wird auch noch gelesen.

Freilich ein eigentümliches Publikum! Die Pfarrerstochter, welche in dem weltentlegenen schwäbischen Dorf kaum von Ebers oder Dahn gehört hat; den behaglichen alten Herrn, der auf die „Preisse“ schimpft und als Stützer Hegels sämtliche Werke durchstudiert hat; das zarte poetische Gemüt, das erschreckt vor den harten und eifigen Modernen, wie etwa Ibsen und Zola, zurückflieht, und das doch ästhetisches Verständnis genug hat, um unsern litterarischen Epigonen-Idealismus elend zu finden, — das sind jene, welche beständig klagen, daß „in unserer materialistischen Zeit die Poesie verschwunden ist“ — sie alle lesen noch ihren Mörike. Und in Schwaben giebt es sehr viel solche Leute; viel mehr als man sich denkt, wenn man nur die Berliner Litteraturcafés kennt.

Der litterarische Charakter Mörikes wird bestimmt durch sein Schwabentum und durch die Romantik, durch ein historisches und ein geographisches Moment.

Es war damals eine friedliche Zeit in Deutschland, und ganz besonders war es friedlich in den kleinen Winkeln Schwabens, wo sich Mörike als Vikar, als Pfarrer, und als behaglicher Privatmann aufhielt. Er ist freilich erst 1875 gestorben; aber seine eigentliche litterarische Thätigkeit reicht im allgemeinen nur bis 1840, und sie ist bestimmt durch jene friedlichen Zustände der Jahrzehnte vorher. Da giebt es keine politischen Kämpfe, keine sozialen Gegensätze, keine starken religiösen Bewegungen; die Regierungen sorgten schon dafür, daß der gute Bürger seine Ruhe hatte; und weil er seine Ruhe hatte, weil ihn nichts störte, so konnte er träumen, was er wollte. Er träumte aber von Bildern und Kupferstichen, von Italien, von kunstliebenden Grafen, von Musik, von sanften, zarten Mädchen, welche sich heimlich in Dichter verlieben, und so fort, von Kunst, und immer von Kunst. Die Kunst war alles. Und nichts störte diese Träume, die Wirklichkeit ging maschinenmäßig ihren gleichen Gang, deshalb kam die Wirklichkeit den Menschen gar nicht zum Bewußtsein, und die Kunst wurde absolut, ein reines Spiel der freien, losgelösten Phantasie. Die Menschen in den Romanen dieser Zeit leben in Luftschlössern und essen lustige Speisen; sie sind entweder Künstler oder Mäcene; gewöhnliche Menschen giebt es gar nicht. Die Künstler-eitelkeit feiert ihre Orgien. Das fängt an mit den Werken des alten Goethe, und das giebt der ganzen Romantik ein bestimmendes Gepräge.

Wenn wir heute ein Werk jener Tage in die Hand nehmen, so wundern wir uns über das konventionelle der Figuren, das Verschwommene der Zeichnung und über die gährende Langeweile, welche die Folge davon ist. Aber das ist nicht die Schuld der Talente. Gerade ein Mörike z. B. kann

sehr naturwahr, individuell, charakteristisch schreiben. Das ist die Schuld der Richtung. Wenn die Phantasie nicht von der Wirklichkeit befruchtet wird, so wird sie von fremden Phantasieen befruchtet, und das Produkt wird konventionell; und ein Phantasiebild, das nicht von der Wirklichkeit angeregt ist, sondern von einer fremden Phantasie, wird verschwommen.

Mörke ist vollständig Romantiker. „Maler Nolten“ ist ein echt romantischer Künstlerroman; das zeigt sich selbst in der Technik, wo alles willkürlich, zerflossen, ungegliedert und ungegliedert ist. Mörke ist Romantiker in den Erzählungen, wo er Märchenhaftes und Wirkliches willkürlich durcheinander mischt; in den Gedichten, wo er bald das Volkslied kopiert, bald in einer Romanze eine Sage erzählt, bald in den subjektivsten, überschwenglichsten Gefühlen schwelgt.

Aber Mörke ist auch Schwabe; freilich steckt der Schwabe fast ganz in dem romantischen Zeitkostüm; aber zuweilen ist er frei von dem Kostüm, und dann hat man ihn in einer völligen schalkhaften, treuherzigen, gemüthlichen Naivetät; am besten in den Gedichten. Wie wunderbar gemüthlich und treuherzig ist er nicht im „Alten Turmhahn!“ Der Turmhahn wird herabgenommen und vom Schmied zum alten Eisen geworfen. Hier sieht ihn der Herr Pfarrer, nimmt ihn mit nach Hause und setzt ihn auf den Ofen in seiner Studierstube, wo er das Treiben des Pfarrers betrachtet:

„Zu schreiben endlich er sich sehet,
Ein Blättlein nimmt, die Feder neget,
Zeichnet ein Alpha und ein O
Ueber dem Exordio.
Und ich von meinem Postament
Kein Aug' ab meinem Herrlein wend';
Seh, wie er mit Blicken steif ins Licht
Sinn, prüfet jedes Wort's Gewicht,
Einmal jacht eine Priße greifet,
Dem Docht den roten Bugen streifet;
Auch dann und wann zieht er vor sich
Ein Sprüchlein an vernehmlich,
So ich mit vorgerecktem Kopf
Begierlich bringe gleich zu Kropp.
Genaßsam kämen wir also
Bis Anfang Applicatio.“

Man sieht: hier, wo der Dichter wirkliche Verhältnisse zu schildern hat, ist er von einem außerordentlichen Realismus; die ganze geruhige und behagliche Situation wird mit charakteristischen Strichen gezeichnet, so daß der Leser trotz der kunstlosen Einfachheit des Ganzen den vollen Eindruck des Geruhigen und Behaglichen bekommt. Prachtvoll in seiner naiven Schalkhaftigkeit ist der Schluß:

„Nun sagt, ob es in Dorf und Stadt
Ein alter Kirchhahn besser hat?
Ein Wunsch im stillen dann und wann
Kommt einem freilich wohl noch an.
Im Sommer ständ' ich gern da drauß
Bisweilen auf dem Tarnenhaus,
Wo dacht dabei der Garten blüht,
Man auch ein Stück vom Fleder sieht.
Dann in der schönen Winterzeit,
Als wie zum Beispiel eben heut:
Ich sag' es grad — da haben wir
Gar einen wackern Schlitten hier,
Grün, gelb und schwarz; — er ward verwidhen
Erst wieder sauber angestrichen:
Born auf dem Bogen brüßtet sich
Ein fremder Vogel hoffärtig —
Wenn man mich etwas puzen wollt',
Nicht, daß es drum viel kosten sollt',
Ich ständ' so gut dort, ach, wie der.“

Aber resigniert schließt er seine Betrachtung:

„Du alter Scherb, schämst du dich nicht,
Auf Eitelkeit zu sein erpicht?
Geh in dich, nimm dein Ende wahr!
Du wirst nicht noch mal hundert Jahr.“

Wie schade, daß dieser Dichter so sehr der Romantiker verfallen mußte, während er doch wie kein anderer berufen war, das wirkliche Leben seines kleinen, engen, spießbürgerlich-behaglichen Kreises zu schildern! Leider kommt sein eigentliches Ta-

lent nur selten zum Ausdruck. Er ringt sehr mit der Form, und trotzdem sucht er sich antike Stoffe aus, wo er gar nicht herausragen kann, was er will. So giebt er in den Distichen „Die schöne Buhe“ ein entzückendes Naturbild; aber der Genuß der Dichtung wird gestört, weil man überall merkt: hier stehen ein paar Verlegenheitsworte, dort ist nicht alles gesagt, was gesagt werden sollte, und so fort. Allein, das ist noch nicht das Schlimmste. Man vergleiche die „schöne Buhe“ mit dem „Besuch in Ueack.“ Dort trotz aller Unbeholfenheit eine frische, einfache und wahre Schilderung der Natur; hier ein tönendes Geklapper von rhetorischen Phrasen. Man sollte nicht glauben, daß die beiden Gedichte von demselben Dichter herühren; der eine ist der Romantiker, der andere der Schwabe. Wie schade um den Schwaben!

Wollte man das Gute, Realistische aus den Gedichten auslesen, so würde man freilich nur ein sehr dünnes Bändchen erhalten; allein, das würde dann auch eine Sammlung von vorzüglichen Gedichten sein. So zum Beispiel „An meinen Better“:

... „Neulich auf der Reise traf ich
Auch mit einer Sommerweite
In der Post zu Besigheim
Eben zu Mittag zusammen.
Und wir speisten eine Suppe,
Darin rote Kresse schwammen,
Küchfleisch mit französischen Boets,
Dazu liebliche Radisheschen,
Dann Gemüse und so weiter:
Schwasteten von der neusten Zeitung,
Und daß es an manchen Orten
Geitern stark gewittert habe.
Drüber zieht der wad're Herr ein
Silbern Bäcklein aus der Tasche,
Sich die Zähne auszusodern:
Endlich stopft er sich zum schwarzen
Kaffee eine Meerchaumpfeife,
Dampft und diskuriert und schaut in
Mitteltst einmal nach den Pferden.“

Wenn stände da nicht das alte, herzliche Schwabenland vor Augen; sogar das entsetzliche Ochsenfleisch, das man regelmäßig zu Mittag bekommt, ist nicht vergessen.

Ich könnte noch eine Reihe ähnliche Gedichte citieren; allein das Wenige genügt ja schon, um seine Eigenart da zu zeigen, wo er wirklich Eigenart besitzt. Auch unter den übrigen Gedichten finden sich manche, die sehr gut in ihrer Weise sind; so namentlich unter den Romanzen, wie „Der Fenerreiter“, und den Liebern im Volkston, wie „Das verlassene Mädchen.“ Aber das sind nicht Werke, wie sie nur Mörke schaffen konnte; solche Sachen haben wir ja auch von anderen Dichtern in großer Menge.

Hervorragend unter den Erzählungen sind „Mozart auf der Reise nach Prag“ und „Das Stuttgarter Huzelmännlein.“ In der ersteren Novelle ist der heitere, naive Charakter Mozarts auf das treueste und glücklichste zum Ausdruck gekommen; man bemerkt hier nichts von der sonstigen Energielosigkeit Mörkes in der Charakterzeichnung; alles ist klar, scharf und bestimmt herausgearbeitet. Auch der Fehler, aus dem der Dichter sonst nie herauskommt, ist hier auf das glücklichste vermieden; nirgends ist eine störende Nebenhandlung in die Geschichte verflochten; man merkt durchaus keine Zuchtlosigkeit in der Komposition, die bei den Romantikern als genial galt. Den letzten Vorzug hat das Märchen „Das Stuttgarter Huzelmännlein“ nicht ganz so; aber immerhin ist auch hier die größere Selbstzucht anzuerkennen. Das Märchen ist frisch erzählt, mit dem schalkhaften Humor Mörkes.

„Maler Nolten“ ist, wie schon oben angedeutet, ein Roman, der ganz in der romantischen Schablone gehalten ist, und in dem von der Eigenart des Dichters gar nichts zu merken ist.

Für die Ewigkeit hat Mörke nicht geschrieben, wenn auch einiges bei ihm vorzüglich ist; hätte er sich von den literarischen Einflüssen der Zeit freier erhalten können, so würde er sicher mehr Gutes geleistet haben, als jetzt thatächlich vorhanden ist. Immerhin können wir uns erfreuen an jenen an-

nutigen, friedlichen Gedichten, in denen sich ein friedliches, etwas spießbürgerliches Gemüt ausspricht, die eine friedliche Zeit und Gesellschaft schildern.

In der Sammlung findet sich ein Gedicht auf eine Buche, in deren Rinde er den Namen Hölty's einschneid. Hölty war damals Pfarrer in Cleverjülbach und stand im zweiunddreißigsten Lebensjahre. Man denke sich einen heutigen Pfarrer von zweiunddreißig Jahren, der die Namen von Dichtern in Bäume schneidet und dazu dem Baume sagt: „Eines Dichters Namen bist du zu tragen gewürdigt.“

Harmlose Zeit, welche solche zarte Seelen hervorbrachte! Das ist jetzt vorüber; der moderne Dichter lebt nicht mehr im Dorfe, er lebt in der Großstadt; er singt nicht mehr von Wiese und Feld, sondern er kämpft mit in den politischen und sozialen Kämpfen der Gegenwart — und zarte Seelen sind da nicht zu gebrauchen, da haben die robusten und kräftigen Männer ihren Platz.

Und sie war doch so hübsch, diese harmlose Zeit, so hübsch!

Der Weihnachtsdichter Lehmann.

Eine Skizze

von
F. M.

Im vierten Stock, auf dem Hinterhofe eines Berliner Hauses wohnte — oder wohnt vielleicht noch heute — Wilhelm Lehmann, der sich alljährlich eine Woche lang den meistgelesenen Schriftsteller Deutschlands nennen durfte. Vor mehr als zehn Jahren hatte Wilhelm Lehmann, damals Student der Theologie, aus mancherlei mehr oder minder harmlosen Gründen jede wissenschaftliche Laufbahn aufgeben müssen und war mit dreiundzwanzig Jahren Journalist geworden. Er tastete sich etwa ein Jahr lang durch alle Gebiete einer Zeitung hindurch, sammelte für dieselbe zur toten Sommerszeit sogar Inserate und ließ sich durch seine theologische Vergangenheit nicht abhalten, Berichte über die Theater der äußersten Vorstadt und der äußersten Sittenverderbnis zu schreiben. Aber es wollte und wollte ihm nicht glücken. Er selbst gab dem Neide und der Mißgunst seiner Kollegen die Schuld, während diese wieder von der Arbeitsscheu und überdies von der Denkfaulheit Lehmanns sprachen.

In Wirklichkeit war Wilhelm Lehmann durchaus nicht das ganze Jahr über arbeitsfaul, er konnte sogar wochenlang ganz eifrig vor seinem Tisch sitzen und die Bestellungen des Verlegers oder die Privataufträge auf Hochzeits- und Festgedichte ausführen, freilich nur, um dann plötzlich den Schauplatz seiner Thätigkeit in die Aneipe zu verlegen und nun Wochen und selbst Monate für jede, auch die kleinste Berufsthätigkeit verdorben zu sein.

Er wäre so am Ende vollständig zu Grunde gegangen, wenn er nicht, wie gesagt, gegen Ende des ersten Jahres eine wichtige Entdeckung gemacht hätte. Es war im Dezember, und Lehmann, dem das bare Geld vollständig ausgegangen war, hatte wieder einmal seine fleißige Periode. Er blätterte in einem alten Jahrgang eines Pfenningmagazins und fand, daß unter allen Beiträgen die unausbleibliche Weihnachtsgeschichte nicht nur beim Lesen, sondern auch beim Schreiben die wenigste Anstrengung verursachen mußte. Sofort machte er sich daran, eine ebensolche zu entwerfen. Schon am nächsten Morgen konnte er seinem Redakteur etwas Lesbares anbieten, und dieser war froh, so frühzeitig mit einer zeitgemäßen Arbeit versorgt zu sein. Da das Honorar aber nicht vor dem ersten Januar fällig war, schrieb Lehmann am nächsten Tage wieder eine Weihnachtsgeschichte, die ebenfalls ihren Abnehmer fand; und so blieb er bei dieser Beschäftigung, bis er sich rühmen durfte, zehn verschiedene Weihnachtsgeschichten unter zehn verschiedenen

Dichternamen an den Mann gebracht zu haben. Dann war er so reich, daß er sein Bummelleben wieder anfangen konnte und einzelne sichere Honorare eine Weile unbehoben ließ, eines sogar erst in den Frühlingstagen abholte.

Bei der Bescheidenheit seiner Lebensführung und der geringen Art seines Lieblingsbieres, bei seiner Virtuosität, Schulden zu machen, die ihrer Winzigkeit wegen nicht eingefordert wurden, konnte er von seinen Weihnachtsarbeiten fünfzig hin leben, wenn er die Fabrikation alljährlich schon im Herbst begann und die letzte Zeit ungestört dem geschäftlichen Betriebe widmen konnte. Lehmann wies diese Gedanken nicht zurück. Er bildete sich ganz systematisch zum Weihnachtsdichter aus und konnte sich schon im dritten Jahre seiner Thätigkeit rühmen, jede Konkurrenz aus dem Felde geschlagen zu haben. Nur die teuer bezahlten großen Dichter verdrängten ihn mitunter aus den Spalten eines leistungsfähigen Blattes; aber Lehmann wurde darüber niemals böse. Lehmann wußte sehr gut, daß seine eigenen Schöpfungen, wenn er das volle Monopol erlangte, die ganze Gattung binnen kurzen um alles Ansehen bringen mußten; da mochten immerhin die Dichter dafür sorgen, daß man im künftigen Jahre wieder nach Weihnachtsgeschichten verlangte.

So gewöhnte sich Lehmann mit der Zeit daran, wie ein Weingärtner vom Ertrage seines Herbstes zu leben. Im Winter, im Frühling und im Sommer that und dachte er gar nichts; kaum daß er zu den hohen Festen je fünf oder sechs Oster- und Pfingstgeschichten schrieb, welche jedesmal zur Anschaffung eines neuen Sommeranzuges, zur Bezahlung seiner Wirtin, zum Anlegen einer großen Maibowle und zu ähnlichen Saisonausgaben herhalten mußten. So oft aber im September seine Mittel erschöpft waren, die Pflaumen reiften und das Bier ihm schlecht bekam, ebenso oft setzte er sich mit unbezähmbarer Arbeitslust an seinen Tisch und dichtete Weihnachtsgeschichten, daß die Tinte spritzte.

Seine Denkfaulheit legte er freilich auch während dieser kritischen Wochen nicht ab. Er hatte Methode in seine „Branché“ gebracht und that nun seit zehn Jahren nichts anderes, als daß er jene Weihnachtsgeschichte aus dem alten Pfenningmagazin, die ihm überhaupt die Gedanken eingegeben hatte, mit kleinen Veränderungen und mit durchaus anderen Worten immer wiederholte. Er war von Jugend auf ein besserer Mathematiker als Gottesgelahrter gewesen, und so konnte er auch jetzt berechnen, daß er seine Vorlage nach seinem System, ohne sich zu wiederholen, immer wieder würde benutzen und die Möglichkeiten nicht würde erschöpfen können, auch wenn er hundert Jahre alt würde.

Seine Vorlage, von einer berühmten Schriftstellerin verfaßt, erzählte, wie ein schmucker Offizier mit seinen reichen und adelstolzen Onkel sich überworfen hatte, weil ein bürgerliches Mädchen, die Tochter eines armen, aber ehrlichen Handwerkers, seine Frau geworden war. Der Lieutenant war gerade am Weihnachtsabend dem Ruin und dem Selbstmorde nahe, als der Onkel erschien, verzieh und seinen Segen gab. Nun hatte Lehmann irgendwo den satirischen Einsall gelesen, daß man eine Weihnachtsgeschichte durch Besetzung der einzelnen Teile vervielfachen könne. Das war ein Scherz. Im Ernst aber ließ sich seine Vorlage durch immer neue Veränderungen der äußeren Verhältnisse vieltausendfältig ummodellieren. Was bestehen blieb, war das Schema: Zwei Menschen sind unglücklich, bis ein reicher Dritter sich mit ihnen am Weihnachtsabend versöhnt. Die Beziehungen der drei handelnden Personen allein konnten eine Fülle von Konstellationen bieten.

Der Mann, der bis zum Weihnachtsabend verzweifelte, konnte nicht nur ein Offizier sein, sondern auch: ein Fürst, ein Geistlicher, ein Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Kaufmann, ein Lehrer, ein Arbeiter, ein Handwerker (Bäckermeister, Schneidermeister u. s. w.), ein Seemann, ja, selbst ein Verbrecher. Sein Genosse im Unglück (am besten eine weibliche Person) konnte sein: eine Gattin, eine Braut, eine Geliebte, ein Kind, eine Mutter, eine sonstige treue Anerwandte, eine Haushälterin, unter Umständen auch

eine geschiedene Frau. Die Rettung und Verjöhnung endlich konnte ausgehen von: einem Fürsten, einem unglücklichen Militionär, einem spleenigen Engländer, einem Onkel, einer Tante, einem Vorgesetzten, einem Kollegen, einem Nachbar, im Notfalle genügte auch ein Brief oder ein Telegramm aus Amerika, Indien, Afrika, Australien oder St. Petersburg. Die Handlung selbst konnte spielen: in einem Schlosse, einer Stadtwohnung im Keller, im ersten, zweiten, dritten, vierten oder fünften Stocke, in einem Dorfe, einem Försterhause, einer Kaserne.

Der einfachte Verstand begreift, daß die Kombination dieser verschiedenen Nuancen weit über zehntausend verschiedene Weihnachtsgeschichten zu bieten vermag; denn ein Förster, der mit seiner Tochter durch ein Telegramm aus Sanjibar am Weihnachtsabend glücklich wird, ist doch etwas ganz anderes als ein Lehrer, der seine Braut heiraten kann, weil seine Tante ihm am Weihnachtsabend verziehen hat.

In dieser Weise also trieb Wilhelm Lehmann sein Geschäft seit mehr als zehn Jahren und durfte sich in den Weihnachtstagen rühmen, daß er augenblicklich — wenn auch unter vielen Decknamen — der geleseinste Schriftsteller Deutschlands sei.

So war wieder ein Weihnachtsabend herangekommen, und Lehmann hatte kurz vor Dunkelwerden sein letztes Manuscript in eine Redaktion getragen, welche die Weihnachtsgeschichte jedesmal zu bestellen vergaß und darum jedesmal an Lehmann ein dopp. ltes Honorar bar auszahlen mußte. Mit dem Gelde in der Tasche eilte er in seine Kneipe. Aus vielen Fenstern leuchteten schon die ersten Christbaumkerzen, und Lehmann hatte ein unklares Gefühl davon, daß er sein Glück dem Jubel verdanke, der hinter all den erleuchteten Fensterscheiben zu vermuten war.

Er traf im Wirtshause einen Freund, einen gleichgesinnten Gerichtsjaal-Reporter, der vorschlug, das Fest mit echtem Münchener Bier zu begehen.

Gegen elf Uhr waren beide durch das ungewohnte Getränk in so hohem Grade erregt geworden, daß sie zum erstenmal, seitdem sie einander kannten, zu zanken angingen, und zwar über — die Auslegung eines Dogmas. Der Reporter verteidigte den Wortsin; der Weihnachtssdichter spielte den Freigeist und berief sich darauf, daß er die theologische Laufbahn aufgegeben hätte, um kein Heuchler zu werden.

„Mit Deinen Grundsätzen Geistlicher zu sein,“ rief sein Freund, „ist nicht schlimmer, als von Deinen Weihnachtsgeschichten zu leben! So oder so treibst Du Handel mit dem religiösen Sinne Deines Volkes! So oder so bist Du ein Betrüger!“

Sie trennten sich in tiefster Erbitterung.

Wilhelm Lehmann verließ die Kneipe, wie er glaubte, in hellem Zorn; aber schon nach wenigen Schritten weinte er bitterlich und wußte nicht, ob die Beleidigung, oder die Neue über ein verschlehtes Leben, oder das starke Bier die Thränen verschuldet hätte.

Er brauchte seinen Gang nicht zu meistern; die schneebedeckten, frostharten Straßen waren menschenleer, und nur aus wenigen Fenstern strahlte noch Kerzenglanz.

Nicht gar weit von seiner Behausung brannte in einer armseligen Weihnachtstube noch ein Lichtstümpchen. Eine alte Frau ordnete darin bereits die Glückwunschkarten, welche sie von morgen ab bis Neujahr zu verkaufen gedachte. Von ihrer Weihnachtsware war nichts mehr zu sehen, als zwei jämmerliche, vergoldete Schäfchen.

Lehmann blieb eine Weile vor der Bude stehen. Er war wirklich denkfaul und mußte lange nachsinnen, bevor ihm einfiel, was er eigentlich wollte. Endlich rief er: „Sie treiben also Handel mit dem religiösen Sinne Ihres Volkes?“

„Ach, lassen Sie mir in Ruh! Oder wollen Sie mir was abkaufen?“

„Zawohl; aber erst beantworten Sie mir die Frage: warum stellen Sie solche vergoldete Schafe her und nichts Kunstvolleres?“

„Sie wollen mir woll uzeh? Weil die Leute vergoldete Schafe haben wollen. Kaufen Sie mir doch die beiden letzten ab. Ich gebe sie Ihnen für sechs Dreier.“

Lehmann legte ein Zwanzigpfennigstück auf das weißgestrichelte Brett der Bude und steckte die beiden Schäfchen umständlich in die Seitentaschen seines Rockes. Dann wollte er der Alten durchaus die Hand reichen und ihr danken. Erst als sie grob wurde, trollte er sich weiter.

„Das ist ein braves Weib!“ jagte er laut, während er die Straße suchte, in welcher er wohnte. „Sie hat mich ganz beruhigt. Ich bin kein Lump, kein Betrüger. Die Leute wollen nichts anderes als vergoldete Schafe. Ich werde sie dem . . . dem . . . Reporter schenken und ihm sagen, was die brave Frau gesagt hat.“

Aber er weinte doch wieder still für sich hin, als er das Schlüsselloch an seiner Hausthür nicht gleich finden konnte.

Kleine Kritik.

Von den neuen literarischen Volksheften (Literaturbriefe an einen deutschen Marineoffizier in Ostafrika, Berlin, Richard Eckstein Nachfolger) ist die neueste Nummer, die siebente, einem literarisch-historischen Thema gewidmet: „Die französische Revolution im Spiegel deutscher Dichtung“ nennt sich diese Flugchrift, welche, wie ihre Vorgängerinnen, einen maßvollen Standpunkt mit gesundem Menschenverstand und in einer sehr flotten Sprache vertritt. Auch wer weder den Ausgangs- noch den Zielpunkt des Verfassers teilt, wird sich durch die Darstellung angezogen fühlen.

Najadar und Hellmischu, altägyptischer Gesang mit achtzig Bildern nach dem Leben von C. M. Seyppel. (Verlag von S. Fischer, Berlin.)

Man braucht nicht ein Lügner zu sein, um über das vorliegende archaisch ausgestattete Büchlein eine sogenannte glänzende Recension schreiben zu können. Wer über diesen Luxuszeitungshumor herzlich zu lachen vermag, mit dem ist nicht zu streiten, wenn er „Najadar und Hellmischu“ als eine Perle dieser Art von Litteratur preist und in denselben Ausdrücken verlangt, daß jede Jungfrau für Georg Ebers und jeder Jüngling für C. M. Seyppel sich begeistern müsse. Aber gerade weil wir es da mit einem hübschen Talent zu thun haben, darf endlich einmal ohne persönliche Spitze gegen diese Art Bücher Protest eingelegt werden. Zwei gut gelaunte Studenten wären binnen weniger Stunden im stande, diesen Scherz für die Bierzeitung ihrer Festkneipe zu reimen und auch wohl die Zeichnungen dazu zu skizzieren. Werden die Bilder im Stile ägyptischer Kunstwerke so fein ausgeführt, wie es hier Seyppel gethan hat, so findet man den Scherz auch mit Vergnügen im „Humoristischen Deutschland“ wieder und wendet lachend ein Viertelstündchen daran. Hier aber tritt der Spatz mit Ansprüchen auf, zu denen er nicht berechtigt ist. Alle Erfindungen der neueren Buchdruckerkunst müssen zusammenwirken, damit die Käufer scheinbar ein vorzügliches Buch in die Hand bekommen; in unserem Falle ist die Absicht besonders gut gelungen, aber sie ist und bleibt geschnadlos, wie jedes Mißverhältnis von Mittel und Zweck. Mit mehr Humor und weniger Apparat hat Wilhelm Busch viele Jahre lang uns erfreut. Die neue Mode der ausgegrabenen Bücher, welche Buschs Erfolge zu überbieten sucht, erinnert an die schlechtesten Ausstattungsstücke, in denen historische Kostüme umsonst veruchen, die lustige Person zu ergeben.

Henrik Ibsens Werke. Moderne Dramen. Herausgegeben von Julius Hoffory. (Verlag von S. Fischer, Berlin 1890.)

Es wird von Jahr zu Jahr deutlicher, daß kein lebender Dichter der unbestimmten Sehnsucht des Publikums nach einer neuen Kunstrichtung so gelegen gekommen ist, wie Henrik Ibsen. Er wirkt auf die Gegenwart doppelt: einmal direkt durch die unerbittliche Kraft seiner besten Dichtungen, der „Gespenster“ und der „Wildente“, dann aber noch mehr

indirekt dadurch, daß der Name Ibsen zur Fahne einer großen Bewegung geworden ist. Allerlei Dichter und Kritiker, ebenso allerlei Leute aus dem Publikum berufen sich für die verschiedensten Lebensanschauungen und Kunstströmungen auf denselben Mann. Auch wer nicht in der Lage ist, in Ibsen blindlings den befreienden Dichter unserer Zeit zu verehren, auch wer in „Rosmersholm“ und in der „Frau vom Meere“ ein erhebliches Nachlassen der agitatorischen Kraft, wie der plattischen Schönheit beklagen muß, der wird unter allen Umständen dankbar dafür sein müssen, daß Ibsens machtvolle Erscheinung das Interesse an künstlerische Fragen wieder einmal geweckt hat. Diesem Interesse kommt die neue stattliche Ausgabe entgegen, von welcher vorläufig im ersten und dritten Bande sechs Dramen in den vorzüglichsten Übersetzungen von Professor Hofforn, Frau von Borch, E. Klingensfeld und Adolf Strodtmann vorliegen.

Briefwechsel zwischen Raach und Nietzsche. Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. (Berlin, F. Fontane, 1890.)

Dieser Briefwechsel ist eine vorzügliche Quelle für alle diejenigen, die das reiche innere Leben der beiden großen Künstler und die äußere Geschichte ihrer einzelnen Werke kennen lernen wollen. Nicht hat vor allem das erstere interessiert: es ist wahrhaft rührend zu beobachten, wie Raach ohne jeden Nachlaß die langen Jahre hindurch das regie Interesse an allem nimmt, was seinen früheren Schüler betrifft, wie er ihn eifrig in Rat und That fortwährend unterstützt, und mit welcher Ehrfurcht und Liebe andererseits Nietzsche zu dem Lehrer ausblickt, wie er sich mit besonderer Innigkeit in den Tagen des eigenen Unglücks an ihn klammert. Und einen vollen Einblick gewährt uns dieser Briefwechsel in das tragische Geschick, das den jungen Künstler traf, dem im Verlauf weniger Jahre zwei innig geliebte Frauen durch den Tod entrisßen wurden. Wie erregt uns der ernste, gefasste Ton der Briefe, in denen nichts von weiblichem Jammer zu finden ist; vielmehr ist es immer wieder die Arbeit und die Kunst, die Nietzsche aufrecht erhält. Und ebenso erregt uns der männliche Mut, den die Briefe am Schlusse des Bandes atmen, da sich der erst sechsunddreißigjährige Künstler entschließt, zum drittenmal sein Lebensglück zu wagen und seinen zwei Kindern, die von zwei verschiedenen Müttern stammen, eine dritte gemeinsame zu geben. — Auch sonst finden wir manche kernige Aussprüche der beiden Korrespondenten, die den Fürsten so vielfach nahe standen und sich doch in ihrem gesunden Urteil über sie nicht im mindesten beirren ließen; besonders bemerkenswert ist die überlegene Art, wie sie die Kunstliebhaberei König Ludwigs I. von Bayern und seinen Absichten vor dem Tode behandelte. — Das Buch, dem ein zweiter Band folgen wird, ist mit einem Lichtdruck der Büste, der Phototypie eines Briefes Raachs und mehreren Hochprägungen versehen; es kann allen Freunden der Kunst warm empfohlen werden.

Siegfried von Eduard Sommer. (Danzig, Verlag von A. W. Kafemann, 1890.)

Diese Neubearbeitung des ewig jungen Stoffes rührt von einem äußerst lebenswürdigen Talente her, das Meister ist in der Beherrschung einer leichten, graziosen, oberflächlichen Form. Leider sind das Eigenschaften, die für den Siegfriedstoff kaum nützlich sind, geschweige denn ausreichen. Nachdem Geister von der wuchtigen Kraft Hebbels und Jordans in ihrer Art musterzügliche Werke geschaffen haben, können unsere Ansprüche naturgemäß keine geringen sein: denn wozu etwas sagen wollen, was auch nur ebenso gut schon gesagt worden ist? Eduard Sommer aber hat die genannten Vorgänger auch nicht annähernd erreicht: er ist endlich in allen Punkten hinter dem Nibelungenliede zurückgeblieben. Aber gerade das spezifisch Mittelalterliche, das uns in dem Stoffe fern liegt, hat der Verfasser geistlich aufgesucht, und in merkwürdiger Verblendung wählte er sich den Vers des höfischen Epos; den leichten Vierton, der schon Wolfram von Eschenbach im sogenannten Titurel nicht mehr genügt, für die herbe aller Tragödien! Wie gesagt, er beherrscht den Vers und den Reim virtuos, aber nichtsdestoweniger hinterläßt auch keine Zeile eine tiefere Wirkung; alles ist glatt, gewandt, konventionell! Die Behandlung des Stoffes ist von rationalistischer Plattheit: der Verfasser scheint nicht zu fühlen, wie er nach

Unterdrückung des Zaubertrankes eine solch ungeheure Schuld auf seinen Helden wälzt, der bei ihm einfach niederrüchig handelt, daß wir alle Sympathie mit ihm verlieren müssen. — Möge der talentvolle Verfasser künftighin seinem Vorbilde Baumbach folgen und sich an weniger große und erhabene Stoffe machen; die Vorberer Wolframs und Gottfrieds werden ihm nicht beschieden sein.

Das arme Rußland. Ein Beitrag zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage des russischen Reiches. Von Hermann Kostojchny. (Leipzig, Carl Reißner.)

Mit deutscher Gründlichkeit giebt der Verfasser im vorliegenden Buche, dessen einzelne Aufsätze uns zum Teil bereits aus Tagesblättern bekannt waren, ein Bild der sozialen Verhältnisse unseres östlichen Nachbarlandes, indem er nicht nur die wichtigsten neueren Schriften über die Lage der Bevölkerung (wie das große Sammelwerk der Kommission „zum Studium des Hausgewerbes in Rußland“) im Vergleich heranzieht, sondern auch aus eigener Anschauung das Material zur Beurteilung einer dem deutschen Leser noch recht fremden neueren Welt herbeibringt. Die russischen Romanschriststeller, die dem großen Publikum gewöhnlich als Quellen für seine Kenntnis zu dienen haben, und die im allgemeinen mit anerkannter Objektivität das Bild ihres Vaterlandes zeichnen, suchen gewöhnlich den Stoff ihrer Schilderungen in den höheren Ständen oder im Mittelstande, besonders in jenem geistigen Proletariat, aus dem die nihilistischen Verschwörer hervorgehen: — aber nicht hier liegt schließlich der Keim der Revolution, die das gewaltige Reich bedrohen mag, sondern in dem kläglichen Zustande, in dem sich das Gros des „armen Rußlands“ befindet. Stahl bemerkt einmal in seiner „Staatslehre“, daß jedem Menschen nicht der gleiche Genuß, wohl aber ein Minimum an Genuß zukomme, — der russische Bauer würde seinen Anspruch noch niedriger stellen, er verlangt nur die Möglichkeit der Existenz. Da klingt es fast wie Ironie, daß auf einem Boden, der so viel der ungehobenen Schätze in seinem Innern birgt, die Landwirtschaft, das Rückgrat eines gesunden Staatswesens, ebenso verkümmern muß, wie das Kleingewerbe, das durch die künstliche Abgeschlossenheit, in der es gewaltig gehalten wird, nicht die Möglichkeit besitzt, eine lebensfähige Konkurrenz gegen ein durch künstliche Mittel großgezogenes Großgewerbe durchzuführen. Das Wort von Victor Cousin, daß der Staat ein führendes Herz haben müsse, findet wohl nirgends weniger Beachtung als in Rußland; man glaubt dort, durch politische Vormünder der Notwendigkeit, die sozialen Fragen in die Hand zu nehmen, überhoben zu sein. Kostojchnys Buch ist außerordentlich instruktiv und durch die Objektivität der Darstellung ein wichtiges Hilfsmittel für die richtige Beurteilung der russischen sozialen Zustände.

Asafija. Lustspiel in fünf Aufzügen von Adalbert Brunn. (Verlag von Rudolf Pötzold, Dresden, 1889.)

Der Verfasser schreibt in seinem Vorwort: „Es liegt in dem Charakter dieses Lustspiels, in dem Leser die Vermutung zu erregen, als seien die darin auftretenden Personen Porträtzzeichnungen.“ Da irrt er sich aber gewaltig. Von dem Humor, der in dem Stücke herrscht, mag der folgende Passus, der einer Liebeserklärung folgt, eine Vorstellung geben: „Moro: So laß Dich in meine Arme schließen, holde Zelia, himmlisches Mädchen, mein Engel, meine Braut! — Zelia: Wie seltsam alles das klingt! — Moro: Aber es berührt Dich doch nicht unangenehm? — Zelia: Ich glaube, ich bin schon daran gewöhnt. Doch erschrick auch Du nicht zu heftig, wenn ich Dich meinen Bräutigam nenne! — Moro: Wie lang mir ein Wort süßer!“ (III, 2.)

Der Trost. Familiendrama in einem Akt von Henrik Ibsen. Deutsch von Otto Erich. (Verlag von Carl Reißner, Leipzig, 1889.)

Eine köstliche Parodie, welche nur einen verbohnten Ibsen-Fanatiser ärgern kann, welche dem Philister unerschütterlich bleibt und gerade dem besonnenen Verehrer des nordischen Meisters vollen Spaß bereiten kann. Freilich, etwas weniger wäre mehr gewesen; aber der lustige Schluß entschädigt wieder für einige Längen.